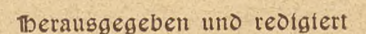
14. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.






Herausgegeben und redigiert

von


A. Mayer-Wyde.

27. Band, 6. Heft.



1901. 1901.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 19 K 20 h; halbjährig 9 K 60 h; vierteljährig 4 K 80 h.

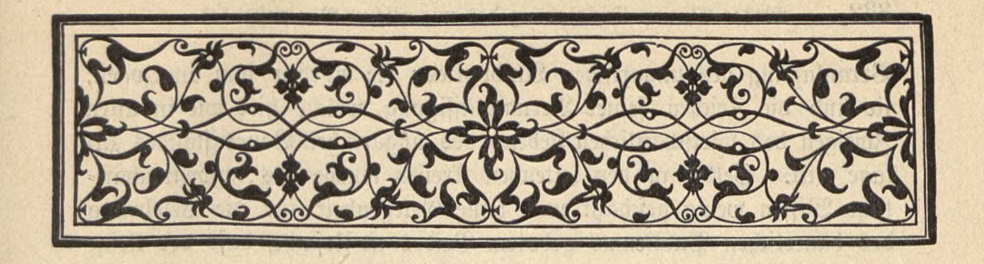
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling 4 Pence.**

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 2 K; für das Ausland 2 **Mark** = 2·50 **Francs**.



Die Hebung des ungarischen Bauernstandes.

Budapest. Von **Mosco-Wiener.**

(Schluss.)

Die Hebung und allgemeine Verbreitung des landwirtschaftlichen Wissens innerhalb der ländlichen Bevölkerung ist neben der Erschließung der Capitalskräfte eine Grundsäule des wirtschaftlichen Volkswohlstandes. Das Fachverständnis steigert die Intelligenz, das selbständige Denken, das richtige Urtheil und die zielbewusste Arbeit, es fördert die Empfänglichkeit für den Fortschritt und die Emancipation von alten schlechten Gewohnheiten und schablonenmäßiger Nachahmung. Das Fachverständnis erleichtert demnach die Durchführung der landwirtschaftlichen Reformen und ist eines der wichtigsten Mittel für die Mehrung der Production und die Einbürgerung einer rationelleren und intensiveren Wirtschaftsweise unter der ackerbautreibenden Bevölkerung. Die traditionelle Behauptung, dass der kleine Landwirt nicht lernen wolle, mit welcher man das schwerwiegende Übel der geringen Verbreitung des landwirtschaftlichen Fachverständnisses bisher zu entschuldigen trachtete, hat sich mehr schädlich als richtig erwiesen. Denn das große Interesse, welches der ungarische Bauer für die jüngstens systemisierten landwirtschaftlichen Curse und Vorträge bezeugt, ist ebenso wie deren Erfolg ein Beleg für sein Belehrungsbedürfnis und seine Auffassungskraft. Die Scheu vor nützlichen Neuerungen in der Wirtschaftseinrichtung und in den Productionsmitteln, das Misstrauen gegen gute Rathschläge, der übertriebene Conservatismus 2c. entstammen nicht der ursprünglichen

Veranlagung des ungarischen Landvolkes; sie wurden ihm anerzogen, sie sind die Zeichen seiner Vernachlässigung, welche hier wie in allen Zweigen des wirtschaftlichen Lebens des ungarischen Bauernstandes zutage tritt. Selbst in den leitenden Kreisen wurde das landwirtschaftliche Wissen wenig geschätzt und keine Gelegenheit für die Belehrung des bäuerlichen Publicums geboten. Beides ist Ursache, dass der kleine Landwirt auf der primitivsten Stufe der Cultur und des Wissens verblieb und weder über die geistigen noch über die materiellen Mittel verfügte, sich Kenntnisse anzueignen und zeitgemäße Verbesserungen in seiner Wirtschaft einzuführen.

Ein grundlegender Gedanke unserer Agrarpolitik und eine außerordentlich wichtige Aufgabe des Staates und der Gesellschaft ist demnach, Wissen und Aufklärung in Verbindung mit landwirtschaftlichen Kenntnissen in die breiteren Schichten des Volkes zu übertragen. Der Wirksamkeit der gesellschaftlichen Organe, deren Mitglieder, namentlich Seelsorger und Lehrer, Gutsbesitzer und landwirtschaftliche Beamte, mit den localen Verhältnissen vertraut, ständig mit der Landbevölkerung verkehren und ihr Vertrauen leichter gewinnen können, eröffnet sich hier ein weites Feld fruchtbarer Thätigkeit. Doch ist dieselbe, auf sich selbst gestützt, angesichts der eingangs unserer Abhandlung erwähnten Umstände zu langsam und schwach, um den kleinen Landwirten in der Aneignung landwirtschaftlicher Kenntnisse größere Hilfe zu bieten. Auch auf diesem Gebiete muss daher der Staat fast die ganze Last auf sich nehmen.

Jedoch war die Erkenntnis von den diesbezüglich ihrer wartenden Aufgaben bis in die jüngste Zeit in unsere regierenden Kreise nicht eingedrungen. Beschränkte sich doch der niedere landwirtschaftliche Unterricht noch bis zum Jahre 1895 auf acht staatliche und vier private mangelhaft organisierte und schlecht besuchte Ackerbauschulen. Erst Minister Darányi erfasste die weittragende Bedeutung der Verallgemeinerung fachlicher Kenntnisse und initiierte auf breiter Basis die zielbewusste Entwicklung der landwirtschaftlichen Volksbildung. Dieselbe erstreckt sich sowohl auf die Hebung des eigentlichen niederen Fachunterrichtes durch die Mehrung und die den Anforderungen der bäuerlichen Bevölkerung entsprechende Organisation der Ackerbauschulen und landwirtschaftlichen Winterschulen, desgleichen durch die Ausstreuung landwirtschaftlicher Kenntnisse im Wege der landwirtschaftlichen Wiederholungsschulen, als auch auf den theoretischen und praktischen Unterricht Erwachsener durch Lehrcurse und Wandervorträge, auf die Anschauung und das ermunternde Beispiel durch Systemisierung von

Lehrexcursionen bäuerlicher Landwirte und durch Einrichtung von Musterwirtschaften, endlich auf die Mittel zur Selbstbelehrung durch Unterstützung der volksthümlichen Fachliteratur, Verbreitung von landwirtschaftlichen Broschüren und Zeitungen und Gründung von Volksbibliotheken.

Derzeit bestehen in Ungarn (inclusive Croatien und Slavonien) 42 niedere landwirtschaftliche Lehranstalten, worunter 22 staatliche oder unter staatlicher Verwaltung stehende Ackerbauschulen, 4 landwirtschaftliche Bürgerschulen, 12 Winzerschulen und 4 Molkereischulen sich befinden, in welchen jährlich circa 1000 Zöglinge ihre fachliche Ausbildung erlangen. Diese beschränkte Zahl ist theilweise durch die noch herrschende Scheu der kleinen Landwirte vor dem Schulbesuche und vor dem durch ihn verursachten, die dreijährige Militärpflicht der Bauernsöhne verschärfenden Arbeits- und Zeitverluste erklärlich und lässt die Action der Verbreitung landwirtschaftlicher Fachbildung mit Umgehung des längeren Schulbesuches zeitgemäß erscheinen. Von dieser Erkenntnis geleitet, creierte man im Jahre 1898 in Verbindung mit den Ackerbauschulen stehende Winterlehrcurse, deren Zweck es ist, den Söhnen kleiner Landwirte, wenn die Arbeit ruht, systematische Ausbildung in Pflanzenbau und Thierzucht, Aneignung der Grundbegriffe des Genossenschaftswesens und der landwirtschaftlichen Gesetzgebung sowie praktische Unterweisung in den Zweigen der landwirtschaftlichen Hausindustrie zu gewähren. Der Erfolg der Curse hat ihre Mehrung unter Heranziehung der an den Lehrerpräparandien wirkenden landwirtschaftlichen Lehrkräfte veranlasst, so dass im Jahre 1899 schon 55 systematische landwirtschaftliche Wintercurse abgehalten werden konnten. Doch ist auch die Mehrung und richtige Vertheilung der Ackerbauschulen gemäß den verschiedenen Bewirtschaftungs- und Nationalitätsverhältnissen mit materieller Beihilfe von Municipalbehörden, landwirtschaftlichen Corporationen und größeren Gutseigenthümern ins Auge zu fassen, damit jedes homogene Zustände aufweisende Wirtschaftsgebiet sein Lehrcentrum besitze, welches, mit dem Volke seiner Gegend in enger Fühlung stehend, mittelst seiner Leitung und Weisung für die Hebung des Sachverständnisses der kleinen Landwirte thätig sei.

Denn den Ackerbauschulen obliegt in Ungarn eine vielseitige Aufgabe: an diesen Lehranstalten genießen nicht nur die Bauernsöhne und in den Sommerferien die Lehrer der Wiederholungselementarschulen landwirtschaftlicher Richtung ihre Ausbildung, sondern in den dort abgehaltenen Lehrcursen wird auch Erwachsenen landwirtschaftlicher

Unterricht sowie sonstiger fachlicher Rath ertheilt, während die mit der Schule vereinigte Ökonomie als Demonstrationsobject für die Zöglinge, als Muster rationeller Wirtschaft für die kleinen Landwirte der Umgebung und als Productionsstätte für das denselben auszufolgende qualitätvollere Saatgut und für die den Gemeinden zur Verfügung zu stellenden besseren Zuchtthiere dient. Die Organisation der Ackerbauschulen ist gleichförmig, der Besuch unentgeltlich, die Dauer des Lehrganges zweijährig, der Unterricht jedoch passt sich den localen Verhältnissen an und geschieht hauptsächlich auf praktischer Grundlage, wogegen die theoretische Belehrung sich auf die unentbehrlichen Fundamentalkenntnisse beschränkt, damit dem Zwecke der Institution, mit Fachverständnis ausgerüstete, genügsame Arbeitskräfte zu bilden, entsprochen werde. Aus dieser Ursache wahrt auch die Erziehung den Volkscharakter der Zöglinge und weicht deren Verpflegung in den mit den Ackerbauschulen verbundenen Internaten von der Lebensweise, an welche sie vor dem Eintritte in die Schule gewöhnt waren, nicht ab. Eine besondere Entlohnung der verrichteten Dienstleistungen zielt auf die Steigerung der Arbeitslust. Die Gewährung einer zweijährigen Präsenzdienstzeit an die Absolventen würde den Besuch jener Anstalten bedeutend heben. Neben den Ackerbauschulen wäre endlich der Mehrung und richtigen Organisation der niederen Specialschulen, unter welchen namentlich die Molkerei- und Haushaltungsschulen für die nicht minder wichtige Ausbildung der Mädchen in Betracht kommen, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Auf dem Gebiete der Volkserziehung wurde schon durch G. A. XXXVIII: 1868 verfügt, dass der Unterricht in den Elementarschulen den Lebensbedingungen der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung entspreche, indem unter die obligaten Gegenstände die praktische Unterweisung in Landwirtschaft und Gartenbau aufgenommen wurde. Dem Kinde konnte jedoch in der Volksschule kein Fachunterricht ertheilt, sondern es konnte in ihm nur die Lust zum Ackerbau erweckt und das Verständnis für die rationelle Wirtschaftsmethode entwickelt werden. Um daher dem Geiste des erwähnten Gesetzes zu genügen, gründete Unterrichtsminister v. Wlassics im Jahre 1897 die Institution der landwirtschaftlichen Wiederholungsschulen für den Fortbildungsunterricht, deren Organisation und Lehrplan im Einklange mit dem Ackerbauminister bestimmt und zu deren Einführung die Municipien, Verwaltungscommissionen und Unterrichtsinspectorate verpflichtet wurden. Zweck derselben ist, die die Elementarschule verlassenden Knaben und

Mädchen mit den Grundsätzen des praktischen Betriebes der örtlich eingebürgerten landwirtschaftlichen Zweige vertraut zu machen und dadurch die fachliche Intelligenz in jenen Gemeinden, deren Einwohner sich hauptsächlich mit Landwirtschaft beschäftigen, zu heben. Im Jahre 1899 wurden bereits mehr als 1000 Wiederholungsschulen mit staatlicher Unterstützung organisiert. Zur Sicherstellung des Bedarfes an fachlich ausgebildeten Lehrkräften für die Volksschulen sowohl, als für die im Vereine mit den Volksschulen errichteten landwirtschaftlichen Wiederholungsschulen dient in erster Linie der obligate Vortrag der Landwirtschaft an den Lehrerpräparandien, zur landwirtschaftlichen Ausbildung der künftigen Dorfgeistlichkeit hingegen der bezügliche Unterricht durch Fachprofessoren in den Priesterseminarien. Um jedoch auch den schon in der Praxis wirkenden Volksschullehrern und Seelsorgern die Gelegenheit zur Aneignung des nöthigen Fachwissens zu bieten, kamen an den Ackerbauschulen und sonstigen Specialschulen vierwöchentliche Ferialcurse für die Unterweisung in der Landwirtschaft, in dem Wein- und Gartenbau, in der Milchwirtschaft ꝛc. zur Creierung.

Wurden derart die Grundlagen für die landwirtschaftliche Ausbildung der bäuerlichen Jugend geschaffen, so musste auch für die nicht minder wichtige Verbreitung der landwirtschaftlichen Kenntnisse unter den Erwachsenen gesorgt werden. Es war ein glücklicher Gedanke des Ackerbauministers, zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe die Vermittlung der hierfür geeignetsten gesellschaftlichen Factoren, der landwirtschaftlichen Provinzialvereine, heranzuziehen. Im Jahre 1896 wurden die volksthümlichen Vortragscyklen für kleine Landwirte von den Vereinen mit materieller und moralischer Unterstützung des Ackerbauministeriums systemisiert und werden seither jährlich in der Einrichtung zweckentsprechend verbessert, in immer sich mehrender Zahl wiederholt. Die Vorträge werden zur Winterszeit in den als Centren wirtschaftlicher Gegenden geltenden Gemeinden abgehalten; die vortragenden Kräfte recrutieren sich aus den mit praktischem Sachverständnisse ausgerüsteten, mit der Volkssprache vertrauten und allgemeiner Achtung genießenden Personen, also aus den Kreisen der Gutsbesitzer, Pächter, landwirtschaftlichen und Verwaltungsbeamten, des geistlichen und Lehrerstandes, der Thierärzte, Fachprofessoren, Vereinssecretäre und Wanderlehrer; den Gegenstand bildet jenes landwirtschaftliche Wissen, welches der einfachste Ackerbauer benöthigt, um seine kleine Wirtschaft rationell zu verwalten und ihren Ertrag zu heben, oder es werden einzelne den örtlichen Verhältnissen angemessene Theile oder Specialzweige des landwirt-

schaftlichen Betriebes gründlicher erörtert. Dem Zwecke des weiteren Ausbaues der durch Lehrcurse und Vortragscyklen geschaffenen Grundlage dienen dann die Wandervorträge, welche, den geringen Ansprüchen des Kenntnisbereiches der Zuhörer angepasst, local bedeutsame wirtschaftliche Fragen behandeln. Ihr Inhalt erstreckt sich auf die Aufdeckung landwirtschaftlicher Sünden, die Mittheilung erprobter Wahrheiten und Erfahrungssätze, deren Beherrschung der Geschäftsgebarung der kleinen Landwirte zum Vortheile gereicht, auf die Aufklärung und Wegweisung über neue, unter den localen Verhältnissen empfehlenswürdige Productions- und Verwertungszweige, auf Einführung in die landwirtschaftliche Gesetzgebung, auf Popularisierung des Genossenschaftsprincipes. Gelegentlich der Vortragscyklen und einzelner Vorträge werden vollkommenere landwirtschaftliche Geräthe vorgezeigt und unter den fleißigsten und verständigsten Zuhörern ausgelost, ebenso gute Futtersämereien verabfolgt, die Vorträge in Druck gelegt und den participierenden kleinen Landwirten unentgeltlich überlassen. Welchen Anklang diese Vortragscyklen und Vorträge in bäuerlichen Kreisen finden, zeigt der steigende Besuch. Während im Winter 1896/97 die in 20 Comitaten abgehaltenen Vorträge 34.000 Personen besuchten, wurden 1898/99 in 54 Comitaten und 958 Gemeinden von 418 fachlich gebildeten Personen 2400 Vorträge abgehalten, an welchen 300.000 Zuhörer theilnahmen, und wobei 150.000 Hefte landwirtschaftlichen Inhaltes vertheilt wurden. Die segensreiche Wirkung zeigt sich darin, dass die conservative landwirtschaftliche Bevölkerung vor Neuerungen nicht mehr zurückscheut, den Erfolg beobachtend, selbst mit dem Wunsche nach Besserungen auftritt, für die Association empfänglich wird und mit der Erweckung des fachlichen Interesses, Zerstreuung der Zweifel und Bekämpfung der Gleichgiltigkeit wieder Vertrauen fasst zu seinen geistigen Führern. Die durch den Minister gegründete, allerdings noch des Ausbaues bedürftige Institution der landwirtschaftlichen Wanderlehrer dient jetzt hauptsächlich dem landwirtschaftlichen Unterrichte in den Lehrerpräparandien und der Einrichtung der Vortragscyklen sowie der Abhaltung der Vorträge, während zur Hebung einzelner Specialzweige, des Lein- und Hanfbaues, des Hopfenbaues, der Milchwirtschaft und des Genossenschaftswesens, im Jahre 1898 vier Wanderprofessorenstellen creiert wurden, deren Mühewaltung das ganze Land umspannt.

Immerhin reicht der mehr theoretische Unterricht nicht aus, um das Volk für die Errungenschaften einer besseren Wirtschaftsweise empfänglich zu machen, wenn derselbe nicht mit solchen Institutionen

verbunden wird, welche den Zuhörer der Vorträge durch praktische Anschauung über die Art der Verwirklichung belehren und von der Nützlichkeit der empfohlenen Reformen und Rathschläge überzeugen. Dieses Ziel streben jene gewöhnlich auf zwei Tage berechneten Excursionen kleiner Landwirte an, welche, mit Unterstützung des Ministeriums von den Vereinen arrangiert, in die Staatsgestüte und Ackerbauschulen unternommen werden, und deren Erfolg sich zumeist schon an Ort und Stelle durch Bestellungen von Zuchtthieren und Sämereien äußert. Die Gründung von Bauernmusterwirtschaften hingegen dient dazu, besonders in solchen Gegenden, wo große schlecht bewirtschaftete Latifundien bestehen, oder wo das Volk nicht die Intelligenz besitzt, die intensive Cultur hervorzurufen, welche sich dort am meisten bewähren würde, dem Fortschritte die Wege zu ebnen, oder dazu, die Durchführung und das Resultat von Meliorationen, Weingartenreconstructionen, Aufforstungen von Kahlflächen, Bewässerungsanlagen durch das gegebene Beispiel zu demonstrieren. In den Jahren 1897 bis 1899 wurden 50 solche Musterwirtschaften im Ausmaße von 14 bis 53 Catastraljoch derart errichtet, dass einzelne durch die landwirtschaftlichen Vereine oder Comitatscommissionen gewählte, für den landwirtschaftlichen Fortschritt Empfänglichkeit zeigende Kleingrundbesitzer unter der Bedingung, ihre Wirtschaft nach einem den localen Verhältnissen entsprechenden vorgezeichneten Plane zu betreiben, der ministeriellen Unterstützung theilhaft wurden. Die Unterstützung wird nun in einem Umfange für die Auswechslung und Ergänzung des vorhandenen todten und lebenden Inventares, für die Reconstruction der Gebäude, Anbringung der Düngerstätte, Anschaffung von Saatgut, Kunstdünger 2c. gewährt, dass die mit ihrer Hilfe eingetretene Umgestaltung der Wirtschaft mit der Zeit aus eigener Kraft hätte bewerkstelligt werden können. Diese Musterwirtschaften wirken als starker Impuls auf die Hebung der Kleinbetriebe ihrer Umgebung.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle hinsichtlich der Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse fällt der landwirtschaftlichen Fachliteratur zu. Seit 1896 erscheinen jährlich, theils durch Preisausschreibungen, theils durch directe Betrauung der Autoren veranlasst, im volksthümlichen Stile verfasste und zum Fortschritte aneifernde Fachschriften im Verlage des Ackerbauministeriums, welche zumeist unentgeltlich oder zu ermäßigten Preisen zur Abgabe gelangen. Durch die bereits erwähnte Drucklegung und Vertheilung der landwirtschaftlichen Vorträge wird die Erinnerung an das Gehörte vertieft und das Fachwissen erweitert,

während andererseits die Verabreichung der in der Sprache des Volkes publicierten und lehrreiche Geschichten und Erzählungen bietenden Volksliteratur in Hunderttausenden von Exemplaren zur Bildung des Geistes beiträgt und Empfänglichkeit für das gedruckte Wort erweckt. Einen besonderen Beruf erfüllen endlich die landwirtschaftlichen Bibliotheken, deren Zweck es ist, das Interesse der kleinen Landwirte für die landwirtschaftlichen Kenntnisse und die neueren Errungenschaften, von welchen sie in den Wintervorträgen vernahmen, fortwährend rege zu halten. Im Jahre 1899 wurden mehr als 1000 Bibliotheken in einzelnen Gemeinden aufgestellt. Die Bücher werden unentgeltlich verliehen und jährlich vermehrt durch die Ausgaben des Ministeriums und private Schenkungen.

Überblicken wir die geschilderten Schöpfungen, so gewahren wir auf dem Gebiete des niederen landwirtschaftlichen Unterrichtes eine weit ausschauende Regierungsthätigkeit, deren Richtung sich nach den bisherigen Erfahrungen trefflich bewährt, nachdem sie hervorragende Erfolge nach sich zog. Die landwirtschaftliche Belehrung des Volkes schreitet mit Riesenschritten vorwärts und wird in nicht zu ferner Zeit eine vollständige Wandlung in seinem Bildungsgrade und seiner fachlichen Intelligenz bewirken. Doch haben zu diesem erfreulichen Umschwunge die ministeriellen Fachinspectoren durch ihre praktisch unterweisende Mitarbeit nicht wenig beigetragen. Die Inspectoren und Commissäre für Weinbau und Kellerwirtschaft, Obst- und Gartenbau, für die einzelnen Zweige der Groß- und Kleinviehzucht und andere landwirtschaftliche Productionsarten eifern nicht nur die kleinen Landwirte zu der den localen Verhältnissen entsprechenden rationellen Betriebsweise an, sondern greifen auch activ ein, wo es gilt, Verbesserungen durchzuführen und nützliche Institutionen im Lande einzubürgern.

Wenn trotz alledem der kleine Landwirt in Ungarn im allgemeinen noch einer schlechten Wirtschaftsmethode huldigt, wenn er die natürlichen Productionsquellen nicht auszubeuten, die gebotenen Hilfsmittel nicht zu gebrauchen vermag und Qualität und Quantität seiner Hervorbringungen vielfach hinter dem Erreichbaren zurückbleiben, wenn er die seinen Verhältnissen und der Rentabilität seiner Wirtschaft angemessensten Betriebsweisen nicht anwendet und daher die den realen Bedingnissen entsprechende Arbeitstheilung nicht zum Ausdrucke gelangt, die landwirtschaftliche Production des Landes in ihren einzelnen Zweigen weder mit den Kosten noch mit den in- und ausländischen Consums- und Absatzconstellationen im Einklange steht und in manchen Erzeugnissen sich ein bedeutender, schwer verwertbarer Überschuss

ergibt, während die Production anderer landwirtschaftlicher Artikel, für welche ein aufnahmsfähiger Markt existiert, vernachlässigt wird, so kann die Ursache dessen meist darin gefunden werden, dass unsere maßgebenden Factoren der rationellen Einrichtung der kleinen Wirtschaften, welche die Basis des ganzen Betriebes bilden, bisher keine Aufmerksamkeit widmeten. Und doch werden die Inspectorate für die einzelnen Betriebs- und Hilfsbranchen erst dann ihre volle Leistungsfähigkeit zu entfalten vermögen, wenn die grundlegende Arbeit der Betriebseinrichtung, die den individuellen, örtlichen und natürlichen Productions- und Verwertungsverhältnissen und den verfügbaren Betriebsmitteln entsprechende Eintheilung der Culturgattungen, die Einführung der die Ernte steigernden Meliorationen, die Auswahl der den höchsten Ertrag verheißenden Nutzungsweise, somit die Feststellung des geeigneten Wirtschaftssystemes unter Berücksichtigung der Bodenkraftsicherung und bei Einbürgerung und Entwicklung einzelner Specialculturen und landwirtschaftlicher Industriezweige sowie die Bestimmung der Übergangsmodalitäten von dem alten in den neuen rationelleren und rentableren Betrieb erfolgt sein werden.

Das noch zu gründende Landesinspectorat für landwirtschaftliche Betriebseinrichtung müsste ein Centrum sein, welches die nützlich ineinandergreifende Thätigkeit der Fachinspectorate für die einzelnen Betriebszweige sichert und den ihm zu unterstellenden Wanderlehrern zu einheitlich organisiertem fruchtbringenden Zusammenwirken verhilft, wie wir schon im Jahre 1899 in einer Eingabe höchstenorts ausgeführt haben. Es müsste anschließend an jene Institution ein Landesnetz von Bezirkswanderlehrern — gleich den Bezirksthierärzten — dessen Kosten die Comitatsverwaltungen gemeinsam mit dem Ministerium zu tragen hätten, geschaffen werden. Diese Männer, von welchen außer allgemeiner Fachbildung gründliche Localkenntnis zu fordern wäre, würden als Rathgeber der Oberstuhlrichterämter in landwirtschaftlichen Angelegenheiten und als Referenten der landwirtschaftlichen Bezirkscommissionen fungieren, sie würden an Ort und Stelle die kleinen Betriebe aufsuchen, in den einzelnen Gemeinden bezüglich Ausmerzung der der inneren und äußeren Wirtschaft anhaftenden Mängel und hinsichtlich der den örtlichen Verhältnissen am meisten entsprechenden Betriebseinrichtung mit den bäuerlichen Besitzern Fühlung nehmen; die von den Wanderlehrern hierüber an die Gütereinrichtungscentrale geleiteten Berichte würden die Grundlage für die bezirksweise zu bewerkstelligende Reform der kleinen Wirtschaftsbetriebe bilden.

Im Anschlusse hieran wäre auch das Prämiierungswesen zu organisieren und jede hervorragende Leistung nicht nur auf dem Gebiete der Viehzucht oder der Aufforstung, sondern in allen Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebes zu belohnen. Insbesondere aber wären für ganze rationell eingerichtete und geleitete Kleinbetriebe, welche bei verbesserter Wirtschaft die lucrativsten Erträgnisse ausweisen, Prämien auszusetzen und zur Vorführung des Betriebes und seiner Resultate jährlich in einem anderen Verwaltungsbezirke des Comitates kleine Ausstellungen zu veranstalten.

Sowohl für den Übergang von der alten in eine neue rationellere, intensivere und ertragsreichere Wirtschaftsweise, als in dem modernen, auf der Geldwirtschaft beruhenden landwirtschaftlichen Betriebe spielen die Zahlungsmittel in Form von Investitions- oder von Betriebscapital eine dominierende Rolle. Deshalb ist der Mangel des nöthigen Capitals ein großes Übel des Kleingrundbesitzes und der zweckmäßig gegliederte, zureichende und zur rechten Zeit zugängliche billige Credit für den kleinen Ackerbauer, welcher keine Capitalien erwerben konnte, der ergänzende Theil und das belebende Element des Wirtschaftsbetriebes. Staat und Gesellschaft machten sich eines argen Versäumnisses schuldig, als sie bei dem Wandel der Productionsbedingungen nicht zugleich auf Schaffung entsprechender Creditquellen für den bäuerlichen Betrieb bedacht waren; dies bildete ein Hemmnis für die fortschrittliche Umgestaltung der Wirtschaft und war die Ursache für die Ausbreitung des Dorfwuchers, welcher nicht nur den Credit enorm vertheuerte, sondern auch die Verschleuderung der Wirtschaftsproducte an den Gläubiger veranlasste, der schließlich nicht selten der ganze Besitz nachfolgen musste. Solches bedingt aber zugleich, dass der Staat und die Gesellschaft nunmehr tief in die fehlerhafte Creditorganisation eingreifen, um den Wucher auszurotten und jene Institutionen zu gründen und zu fördern, welche dem bäuerlichen Landwirte den wohlthätigst wirkenden Credit gewähren.

Der Kleingrundbesitzer benöthigt ebenso wie die anderen Grundbesitzerkategorien einestheils Realcredit in Form von Immobiliar- (Hypothekar- und Investitionscredit) und Mobiliarcredit, andererseits Personalcredit. Für alle diese Creditformen gelten die aus der Natur des landwirtschaftlichen Betriebes sich ergebenden allgemeinen Leitsätze. Die Verbilligung und Zugänglichmachung des Credites erfordert eine leichte Abwicklung der Darlehenswerbung, die einfache und leicht verständliche Fassung und Publication der Darlehensbedingungen, nicht minder die

Verzweigung des Creditnetzes bis in die einzelnen Gemeinden, um die kostspielige Vermittlung zu ersparen. Die Erleichterung der Schuldlast und deren Tilgung bezweckt die Verlängerung des Ablauftermines des Darlehens und des Fälligkeitstermines der Zinsen auf die Zeit nach der Ernte, die Prolongation des Capitals und der Amortisation, eventuell der Zinsen in Misserntejahrgängen, desgleichen die Gewährung unkündbarer und amortisierbarer Darlehen auf so lange, dass die Annuität aus dem Ertrage der Wirtschaft gedeckt werden könne.

Der Hypothekarcredit ist, abgesehen von einigen Mängeln, genügend gut entwickelt. Theils die gesetzliche Regelung, theils der lobenswerte Vorgang der hauptstädtischen Institute wirkten im allgemeinen auf die Billigkeit, die entsprechende Form und reiche Gliederung des Hypothekargeschäftes. Dennoch dient dasselbe fast ausschließlich den Interessen des großen und mittleren Besitzes, nachdem die großen Bodencreditinstitute für den Kleingrundbesitz überhaupt nicht oder nur schwer zugänglich sind. Infolge dessen ist der Bauer in dieser Hinsicht vorwiegend auf die Provinzsparcassen angewiesen, welche noch vielfach kündbare und nicht amortisierbare Hypotheken gegen verhältnismäßig hohe Zinsen bieten. Es wäre demnach die Aufgabe der Centralinstitute, dem Kleingrundbesitze die Aufnahme und Conversion der Hypothek zu ermöglichen und zu erleichtern; es würde dann der Hypothekarcredit nicht allein den oben gekennzeichneten Anforderungen der kleinen Landwirte entgegenkommen, sondern auch das Gelddarlehen in Pfandbriefdarlehen umgestaltet und die Qualität des Hypothekenstandes gebessert werden. Behufs Durchführung wären von den Centralinstituten, eventuell mit Einbeziehung der Provinzsparcassen, an geeigneten Punkten des Landes kleinere Filialen zu errichten und deren Geschäftskreis speciell den Bedürfnissen der hierzu gehörigen Gegend anzupassen. Andererseits könnte eine genossenschaftliche Association der kleinen Landwirte, deren Vertretungskörper im Namen seiner Mitglieder das Darlehen verlangt und die Zinsen eintreibt, bei der Belehnung und Convertierung der Hypotheken gute Dienste leisten, da eine derartige Organisation die Creditgewährung erleichtern und die Spesen verringern würde.

Ein ergänzender Theil des Pfandbriefcredites, der in Ungarn noch nicht eingebürgerte, für die Durchführung der Colonisation und die Regelung der bäuerlichen Erbfolge und Grundentlastung kaum entbehrliche Rentencredit soll an betreffender Stelle besprochen werden. Unter den verschiedenen Arten des Investitionscredites wird nur der Credit für die Regeneration der durch die Reblaus vernichteten Weingärten gepflegt.

Doch wäre auch die Gründung von Bankinstituten für die Finanzierung der so dringenden Meliorationen, der Bewässerung und Canalisation, der Aufforstung von Kahlflächen, und des Baues von Kleinbahnen anzustreben, welchen in Anbetracht des gemeinnützigen Zweckes und der Anfangsschwierigkeiten Begünstigungen in Form von Subventionen, Steuer- und Stempelbefreiungen gewährt werden sollten. Den Mobiliarcreditinstitutionen des Auslandes steht Ungarn noch fremd gegenüber, trotzdem die gesetzliche Systemisierung der Belehnung der auf dem Halm befindlichen Ernte, der abgeernteten und ausgedroschenen Früchte und Sämereien, der Geräthe und Maschinen und des Viehes eine neue große Creditbasis schaffen und hierdurch viele Tausende bäuerlicher Landwirte von dem gefährlichen Wechselcredite, dem Geld- und Getreidewucher und den Ratenhändlern emancipieren würde. Namentlich das Problem der Fruchtbelehnung könnte mit Hilfe der Magazinsinstitution und des Genossenschaftswesens, wie bereits erörtert, oder durch die Sparcassen unter Controle und Gutstehung der örtlichen Genossenschaften gelöst werden. Gewichtige Aufgaben warten endlich auf dem Gebiete des Personalcredites, welchem durch die Gemeindecreditgenossenschaften und Provinzialsparcassen bloß unvollkommene Befriedigung wird.

Angesichts der Verhältnisse des ungarischen Kleingrundbesitzes sind die auf Grundlage der Solidarität aufgebauten landwirtschaftlichen Creditgenossenschaften, wie aus der ganzen, obwohl noch jungen Entwicklung dieses der gesellschaftlichen Intiative seine Entstehung verdankenden Zweiges der Personalcreditorganisation hervorgeht, den auf Gewinn basierten Provinzialsparcassen-Actiengesellschaften vorzuziehen. Der Schultze-Delitz'sche Genossenschaftstypus, dessen Einbürgerung in die Fünfzigerjahre zurückreicht, konnte sich keine große Verbreitung sichern. Die nach dem Muster der Raiffeisen-Cassen organisierten sogenannten Graf Károlyi'schen Gemeindecreditgenossenschaften hatten anfangs mit der Scheu der bäuerlichen Landwirte vor gemeinsamem Zusammenwirken und Unterordnung der Sonderinteressen sowie vor Übernahme jedweder Haftpflicht zu kämpfen. Nach Schaffung der ersten derartigen Creditgenossenschaft im Jahre 1889 im Pester Comitat mehrten sich jedoch infolge eifriger, selbstloser Bemühungen leitender Persönlichkeiten diese Anstalten so, dass sich schon im Jahre 1894 das Central-Creditinstitut vaterländischer Genossenschaften constituieren konnte, welches die Errichtung von Gemeindecreditgenossenschaften auch in anderen Comitaten mit Erfolg in Angriff nahm. Durch den G. A. XXIII: 1898 wurde endlich das Genossenschaftswesen neu geregelt

und der Landesverband der landwirtschaftlichen Genossenschaften unter Aufsicht und mit Unterstützung der Regierung ins Dasein gerufen, welcher die Controle der Gemeindegenossenschaften vollzieht und aus seinem Fonde die Geldmittel für die vorhandenen und zu gründenden Anstalten gleicher Art bewilligt. Wie gut der Boden in dieser Richtung vorbereitet war, ist daraus zu ersehen, dass bereits im Jahre 1900 1000 Genossenschaften im Verbande der Centrale standen. In einzelnen Theilen wurden Comitatscentren creiert, welchen die Aufgabe zufällt, das Bindeglied zwischen der Landescentrale und den Gemeindegenossenschaften zu sein; ihrem Einflusse ist es zu danken, dass das Vertrauen der kleinen Landwirte zum genossenschaftlichen Principe sich gefestigt hat und die Creditgenossenschaften einen raschen, gesunden Aufschwung nehmen.

Nicht nur die Zahl der Genossenschaften hat sich in zehn Jahren verdoppelt, sondern auch die Zahl der Mitglieder pro Genossenschaft vermehrt, zum Beweise, dass der Genossenschaftsgedanke sich innerhalb der Gemeinde Bahn bricht und ausbreitet. Die Verminderung des Wertes der Antheilscheine pro Mitglied ist ein Zeichen, dass er hauptsächlich in der ärmeren Bevölkerung Anhänger wirbt. Bei der Verringerung des Wechselcredites steigt der der Natur der Landwirtschaft besser entsprechende Pfandbriefcredit. Die Erhöhung der Spareinlagen zeigt, dass die Sparsamkeit der Mitglieder wächst, und sie befähigt die Gemeindegenossenschaften, sich von fremdem Credit allmählich zu emancipieren, das sich immer günstiger gestaltende Verhältnis zwischen eigenem und fremdem Capital ermäßigt die Dividendenzahlungen und mehrt die Überschüsse für die Reservefonds. Die stetig steigenden Reserven festigen den Bestand der Genossenschaften und ermöglichen ihnen die Creditgewährung auf längere Zeit, die Betheiligung an Licitationen behufs Rettung mancher schuldlos verunglückter Existenzen, die Gründung gemeinsamer Wohlfahrtsinstitutionen, Errichtung von Baumschulen, Bibliotheken, Unterhaltung von Wanderlehrern 2c.

Die Erfolge der Gemeindecreditgenossenschaften kommen aber auch darin zum Ausdrucke, dass sie den Credit verbilligen, indem sie die mit dem Sparcassen- und Bankcredit verbundenen Nebenauslagen vermeiden, das Dorf von Wucher reinigen, die Noth lindern und die Zahl der verunglückten Existenzen mindern, während sie andererseits das Gefühl der Gemeinsamkeit stärken, die Sparsamkeit, Arbeitslust, die Ehrlichkeit und Moralität fördern, an die rationelle Verwendung des Credites für wirtschaftliche Zwecke gewöhnen und derart zur Hebung

der Wirtschaft überhaupt beitragen. Pflicht des Staates und der Gesellschaft wird es sein, die Entwicklung der Creditgenossenschaften nach den gelegentlich der allgemeinen Beleuchtung des Genossenschaftswesens mitzutheilenden Principien zu unterstützen.

Demnach werden die kleinen Landwirte angesichts des noch jungen, wenig ausgebildeten Creditgenossenschaftwesens die bereits seit längerem eingebürgerte Institution der auf Gewinn basierten Provinzsparcassen-Actiengesellschaften, deren Kundenkreis größtentheils aus Landwirten sich recrutiert, nicht entbehren können. Die überwiegende Position der Sparcassen geht aus den Zahlen der 1898er Bilanzabschlüsse wie folgt hervor:

		Sparcassen	Creditgenossenschaften
Anzahl		688	1261
Summe der Darlehen	1000 Kronen	1,823.219	120.998
Summe des eigenen Capitals .	1000 „	276.288	121.299
Summe des fremden Capitals .	1000 „	1,802.344	100.653
Gewinn	1000 „	33.536	9.238

Die Provinzsparcassen haben in einem gewissen Stadium unserer landwirtschaftlichen Entwicklung zur Beschränkung des Privatwuchers und Erniedrigung des Zinsfußes beigetragen; später jedoch blieb ihre Organisation hinter der fortschreitenden Entwicklung zurück. Deshalb richten sich jetzt namentlich gegen übertriebene oder ungenügende Darlehensgewährung und gegen die enorme Höhe ihres Zinsfußes die Klagen der Landwirte. Ihr Schuldenstand besteht noch immer vorzugsweise aus 10- bis 12procentigen Wechseln, welchen nur ein 5 bis 6procentiger Einlagezinsfuß die Wage hält; die Differenz wird durch eine verhältnismäßig hohe Regie und durch die bedeutenden Dividenden der Actionäre verschlungen. Die oft urgierte Reform der Provinzsparcassen wäre principiell im Rahmen einer gesetzlichen Neuorganisation des Sparcassenwesens durch Umänderung des Handelsgesetzes oder Schaffung eines speciellen Sparcassengesetzes, nicht minder unter gesellschaftlicher Mitwirkung bezüglich einer finanziellen Fundierung des Betriebes mittelst Gründung eines Landessparcassenfonds anzustreben. Gleichzeitig sollen die Interessen des creditwerbenden Kleingrundbesitzes durch Erleichterung der Creditgewährung und Zinsenzahlung sowie durch Reduction des Zinsfußes gewahrt werden; insbesondere wäre ein mäßiges gesetzliches Maximum des Zinsfußes ein-

schließlich aller Schreib-, Druck-, Post- und anderen Gebüren zu bestimmen. Hierbei müsste die Durchführung, rechnend mit den heimatlichen Zuständen, mit außerordentlicher Umsicht vor sich gehen, um die Existenzmöglichkeit der bei der schwachen Entwicklung der Creditgenossenschaften derzeit auch für den kleinen Landwirt noch unentbehrlichen Sparcassen nicht zu untergraben.

Dies sind die Factoren, welche vom Gesichtspunkte der Hebung der Production in den kleinen Wirtschaften zu berücksichtigen wären. Die in gleicher Weise die Hebung des Bauernstandes berührenden socialen Fragen haben wir nur insoferne erörtert, als dieselben mit den productiven Interessen zusammenhangen. Die Beleuchtung aller jener Elemente und Institutionen, welche in gesellschaftlicher und ethischer Beziehung die numerische Stärkung des Bauernstandes, die Hebung seiner Sitten, seiner Intelligenz und seines Gemeinsinnes bezwecken wie überhaupt der Wohlfahrt der landwirtschaftlichen Bevölkerung dienen, soll in einer anderen Abhandlung versucht werden.



Die Ästhetik und unsere Zeit.

Betrachtungen nach Robert Zimmermann.

Graz. Von **Anton Ganser**.

Unsere Zeit ist reich an mannigfachen geistigen Bewegungen, was als deutlicher Beweis dienen kann, dass die Menschheit im allgemeinen das Bedürfnis fühlt, rascher auf dem Wege der Erkenntnis fortzuschreiten.

In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts haben Kriege und Kriegsübel aller Art die Menschen nicht recht zum Genusse rein geistiger Arbeiten und Erfolge kommen lassen, und politische Wirren und Bestrebungen nahmen das menschliche Interesse derart in Anspruch, dass für idealere Dinge wenig davon übrigblieb. Geistige Quellen gab es aber eben in diesen Zeiten genug; es war die Zeit, in der Geister wie Fichte, Göthe, Schiller, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert und viele andere wirkten und schufen — sogar unsterbliche Werke, welche indes aus den oben angedeuteten Gründen der Menschheit nicht voll ins Bewusstsein gelangten. Auch die Philosophie

obschon durch Geister ersten Ranges vertreten, war, nachdem nach Kant die Identitätsphilosophen Hegel, Schelling und Fichte zeitweilige Triumphe gefeiert hatten, scheinbar im Rückgange begriffen, wogegen eine neue Schule, welche zwar ebenfalls in alten Tagen vertreten war, damals jedoch weniger Erfolge zu verzeichnen hatte, die Schule der rein inductiven Forschung sich geltend machte, im Wachsthum rasch zunahm und, als ihr überaus wichtige Erfindungen praktischer Natur zuhilfe kamen, schnell die Oberhand gewann. Die Naturwissenschaften mit ihren in der That ans Wunderbare grenzenden Resultaten erweckten nicht nur, sondern beherrschten auch bald in dieser Richtung das geistige Interesse der Menschheit und verallgemeinerten dasselbe derart, dass die älteren Disciplinen, insbesondere die Philosophie und ihre früheren Meister mehr und mehr in Vergessenheit geriethen, aus der sie bloß etwa zu dem Zwecke hervorgeholt wurden, um verhöhnt und nach Möglichkeit lächerlich gemacht zu werden. Erst in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vermochte sich eine Stimme wieder Geltung zu verschaffen, die einigermaßen gehört wurde, obschon auch sie jahrzehntelang in dem allgemeinen Chorus der naturwissenschaftlichen Verhimmlungshymnen verklang und verschwand. Es war Arthur Schopenhauer, der, nachdem er zwei Jahrzehnte todtgeschwiegen wurde, diese Stimme erhob, um gegen einen seichten, rohen und einseitigen Materialismus, welcher in absolut unintelligenten „Kräften" und ihren „Gesetzen" allein das eines ernsten Strebens und Forschens würdige Object ersah, Protest einzulegen. Die Lehre Schopenhauers, dass alle Naturkräfte ein Wille zum Leben und nur Wille zum Leben seien, fand einigen Beifall, theilweise Anerkennung, und in der That wurde durch sie sozusagen Bresche geschossen in die mit wahrer Berserkerwuth vertheidigten Schanzen einer immer mehr überhandnehmenden rein mechanischen Weltanschauung, welche eine Flut von Schriften und Werken ins Publicum schleuderte, und gegen welche die besonnenere Philosophie ungeachtet einiger ganz namhafter Vertreter umsonst anzukämpfen schien.

Wir können und wollen hier die einzelnen Phasen dieser mannigfaltigen Kämpfe nicht des genaueren schildern, noch weniger die verschiedenen Heerführer unter die Lupe bringen, sondern nur constatieren, dass jener „Rest", von dem Schopenhauer bezüglich der Erkenntnis nach rein inductiver Methode sagte, er bleibe doch immer übrig, sich endlich fühlbar machte, selbst unter eifrigen Verfechtern dieser Forschung, wie z. B. bei Du Bois-Reymond, der schließlich sieben

mehr oder minder unlösbare Welträthsel auffand und den vielbemerkten Ausspruch that: „ignoramus et ignorabimus!“

Auch diese sieben Welträthsel wollen wir hier keiner genaueren Untersuchung unterziehen, obschon es eine recht dankbare Arbeit wäre, sondern nur im allgemeinen hervorheben, dass es vor allem ein Punkt ist, über den die Wissenschaft bisher überhaupt noch wenig Erkleckliches und Ausreichendes zu sagen wusste, und über den die Induction — eben weil sie Induction ist — allein nie hinauskommen wird. Er betrifft die Formbildung, über deren eigentliches und wirkliches Princip selbst der sogenannte „Darwinismus“ geringen oder, richtiger gesagt, bloß einseitigen Aufschluss gibt. Denn wenn auch die Principien der Selection und der Descendenz als richtig und als thatsächliche Mitfactoren der Formbildung anerkannt werden müssen, so reichen sie doch nicht aus zur vollständigen Erklärung dieser überaus wichtigen Erscheinungen, und wieder bleibt da ein „Restchen“ übrig, über welches jene Theorien — stolpern. Dieser Rest betrifft eben ein rein geistiges und zwar absolut immaterielles Vermögen, welches als solches nie darstellbar, nie messbar und nie wägbar ist und sein kann, demungeachtet ein innerlich logisches und wirkliches Attribut des gesammten und einheitlichen Weltprincipes ist. Überdies tritt es im Werde- und Daseinsprocess unbewusst auf, kann auch nicht anders auftreten, so dass es selbst unserem Bewusstsein nur unmittelbar durch letzteres und nur als rein geistiges Element von einem Vorhandenen erkennbar wird. Dieses Attribut ist das primäre Vorstellungsvermögen, welches gewissermaßen visionär den Willen auf allen seinen Wegen begleitet, und welches eben deshalb „unbewusst“ und nur so denkbar ist, weil sämmtliches weltliche Bewusstsein bloß mittelst einer Form, die immer schon physisch oder materiell ist, zustande kommen kann, also z. B. mittelst Nerven und Gehirn, welche auch dem stofflichen Wesen aller Erscheinungen angehören, und durch deren Vermittlung mittelst der Sinne jenes sozusagen secundäre Bewusstsein entwickelt zu werden vermag, welches wieder einzig und allein auf Erfahrung beruht. Die Erfahrung wird aber ihrerseits nur möglich, wenn die rein geistige Vorstellung „Sein“ vorhanden ist und diese — sei sie primär auch noch so dunkel — das Erfahrene und zu Erfahrende auf sich, auf die Vorstellung des Seienden von sich, bezieht und beziehen kann. Der, gewissermaßen, Schneidungspunkt von physischer Potenz (Wille) und von dunkler Vorstellung Sein (primäres Vorstellungsvermögen) ist der Punkt, um den sich alles Werden und Sein dreht, und von dem aus die Form

(eigentlich also die Erscheinungswelt selbst) geschaffen (gebildet) wird.

Als schlagendes und unwiderlegbares Beispiel dieser schwer begreifbaren und in Wahrheit von der inductiven Forschung noch immer nicht begriffenen logischen Thatsache kann uns die embryonale Entwicklung unseres eigenen Geschlechtes dienen: das Kind. Das Kind weiß von seiner Erzeugung absolut nichts, es weiß bis zu seinem — mindestens — zweiten Jahre des Lebens nichts von seinem Dasein, erinnert sich dessen wenigstens nicht; allein es ist da, und in dem Kinde steckt außer dem Willen zum Dasein gewiss auch die Fähigkeit vorzustellen, denn hätte es diese Fähigkeit nicht, wie sollte es lernen können, wie schließlich doch zum Bewusstsein von sich selbst kommen? Es kommt aber zum Bewusstsein seiner selbst, es fühlt sich endlich als etwas wirklich Seiendes, als eine Person. Wie immer man — die exacte Wissenschaft gleichfalls — die hier vorgehenden Processe, die das weltliche Bewusstsein bedingen und hervorbringen, drehen und wenden mag: stets wird die Möglichkeit des Erfolges von der Thatsache abhangen, dass etwas da ist, was sein will, und dass dieses Daseinwollende eine Vorstellung vom Sein, das heißt von seinem Sein hat (sie sei ursprünglich oder im Beginne eines individuellen Daseins noch so dunkel), weil ohne eine solche Vorstellung es absolut ausgeschlossen wäre, dass das Kind z. B. schreie, wenn es hungrig ist, oder wenn ihm irgendein Unbehagen bereitet wird. Eine noch so schwache und dunkle Vorstellungsfähigkeit muss vorhanden sein, weil ohne sie und ohne den Willen zu sein es unmöglich wäre, dass das kleine Wesen alle Einwirkungen auf sich beziehe, auf sein „Ich", von dem es zwar zunächst keine Erinnerung besitzt, welches aber da ist als Centralpotenz seiner selbst und als selbstthätiges Etwas, welches Erhaltung, Wachsthum, Fortbildung ꝛc. besorgt. Die Psychologie hat diese selbstthätige Potenz von jeher „Seele" genannt, und sie existiert auch ganz gewiss, unbeschadet des Umstandes, dass insbesondere die Gelehrten der materialistischen Richtung noch immer darüber nicht recht im reinen sind, wo sie die Empfindungsfähigkeit und Selbstthätigkeit eigentlich hernehmen sollen, wenn die mechanischen „Kräfte" nicht ausreichen zur vollständigen Erklärung jener Thatsache. Die Philosophie, zumal die neueste, weist zwar durch mehrere ihrer Vertreter nach, dass alle Realität nur in dem Ineinandersein beider logischen Attribute des Daseienden bestehen kann, dass beide Attribute sich gegenseitig bedingen, allein der Streit — es ist übrigens ein

mehrtausendjähriger, der bloß mitunter die Form etwas wechselt — dauert bis heute fort. Wir wollen über ihn den Mantel christlicher Liebe ziehen und nur eines constatieren: es gibt im Werden aller Dinge ein selbstthätiges Princip, welches aus eigener Machtvollkommenheit die Form des weltlichen Daseins herzustellen vermag, und von diesem Factum wollen wir im Folgenden reden, indem wir auf die Betrachtungen, Anschauungen und Lehren eines Philosophen unserer Zeit hindeuten, der, ein Denker ersten Ranges, sich mit dem Formbildungsvermögen des Seienden aufs eingehendste befasst und in der That das Richtige getroffen hat.

Wir meinen den erst vor einigen Jahren verstorbenen Wiener Philosophen Robert Zimmermann, welcher unserer Überzeugung nach speciell auf dem Gebiete der Formbildungslehre das Gediegenste vorbrachte, was bisher überhaupt in dieser Richtung gesagt wurde. Robert Zimmermann, vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1896 Professor der Philosophie an der Universität in Wien, hat viele Schriften und Werke verfasst und herausgegeben, unter denen das bedeutendste jenes ist, welches den Titel führt: „Das System der allgemeinen Ästhetik als Formwissenschaft", ein Buch (zwei Bände, Wilhelm Braumüller, Wien), das, wie schon der Titel ankündigt, die überaus schwierige Aufgabe verfolgt, ein vollständiges System der Formenentstehung vom ästhetischen Standpunkte aus zu entwickeln.

Über die Auffassung der Ästhetik seitens des Autors gibt am besten eine Stelle aus dem zweiten Buche des Werkes Aufschluss; der § 76 lautet:

„Die Ästhetik, insoferne sie es allein mit denjenigen Formen zu thun hat, durch welche jeder Stoff, wenn er nur überhaupt Formen anzunehmen vermag, das heißt homogen ist, gefällt oder missfällt, ist daher keine empirische, sondern eine apriorische Wissenschaft. Empirisch ist nur der Stoff, der in die Form fällt. Ihre Fragen lassen sich beantworten, ohne den ganzen bis jetzt unerschöpften Umfang des letzteren zu kennen. Es wäre Vermessenheit zu behaupten, dass kein Musiker hinfort neue Harmonien erfinden werde, aber es ist keine, sich sicher zu fühlen, dass das Musikalisch-Schöne stets werde das Harmonische in sich schließen müssen. Alle Bereicherungen, welche die Ästhetik von der fortschreitenden Erfahrung nicht nur, sondern auch von der wagenden Kunst zu erwarten hat, können nur den Stoff betreffen; die nothwendig und allgemein gefallenden Formen werden, einmal gefunden, ewig und allenthalben dieselben bleiben. Wer will es berechnen,

was Menschen noch je wollen und thun werden; aber die Formen, durch welche Wollen und Handlung wohlgefällig oder missfällig wird, sind unwandelbar."

In obigen Sätzen sind Anschauungen enthalten, die absolut richtig sind, und welche auch in dem Werke Zimmermanns strenge bewiesen werden. Wenn Zimmermann sagt, dass die Ästhetik eine apriorische und keine empirische Wissenschaft ist, so sagt er damit zugleich, dass Gefallen und Missfallen reale Kriterien sind, die die Seele übt und nicht der Stoff, der nur die Form darstellt; und wenn er weiter sagt, dass das Musikalisch-Schöne stets das Harmonische in sich schließen müssen wird, so sagt er damit auch, dass die Harmonie wieder das Kriterion für Gefallen oder Missfallen überhaupt sein muss; wenn er ferner meint, jeder Musiker könne neue Harmonien erfinden und unberechenbar sei, was die Menschen noch thun und wollen werden, so misst er der Seele des Menschen ebenfalls eine Art Schöpfungskraft bei.

Mit diesen Anschauungen und Lehren ist eigentlich eine ganze Weltanschauung gegeben, weil damit dargethan wird:

1. dass mit allem Formbilden überhaupt Lust- und Unlustempfindungen, Gefallen oder Missfallen, verknüpft sind;

2. dass die Seele es ist, welche genannte Empfindungen hervorbringt und beurtheilt;

3. dass die Erfindung neuer Formen (oder Ideen) eine unbeschränkte sein kann, weil im Wesen der Seele die Fähigkeit hierzu vorhanden ist.

Damit ist das Richtige getroffen, und wenn wir nun unsererseits sagen, dass alle Form, soweit sie empirisch, also stoffliche Darstellung ist, der in eine Form eingegangene, respective sie selbst repräsentierende Wille ist, während die Idee der Gestalt ein Product des unbewusst wirkenden Formbildungsvermögens, nämlich der unbewusst wirkenden Phantasie ist; wenn wir weiter diese Eigenschaften und Fähigkeiten auf das Seiende überhaupt übertragen und den Beginn dieser Wirkungsarten bis zum Ursein des Seienden (der Substanz würde man sagen können) zurückversetzen, so haben wir die Wahrheit in kurzen Worten dargelegt. Denn die ganze Causalität ist, wie Schopenhauer richtig behauptete, Willenspotenz, Wille zum Leben (Wille zum realen Dasein), und die Phantasie ist das primäre Vorstellungsvermögen, sofern es visionär und unbewusst den Willen zur Ergreifung und Realisierung des Bildes anregt und zum Festhalten an der Form bestimmt, in welchem Festhalten das Wesen des Stofflichen erblickt werden darf.

Mit diesem Formbilden (Zeugen, Schöpfen, Bilden) ist eine Lustempfindung verknüpft, um welche es sich bei Befriedigung des Willens immer handelt und logisch handeln muss, weil, wäre mit der Herstellung von realem Sein nicht die Lustempfindung vom Sein (dem realisierten Seinwollen) verbunden, weder das Seinwollen noch das Sein selbst den zureichenden Grund seiner Existenz aufzeigen könnte.

Robert Zimmermann führt dies zwar auf solche Weise in seinen Werken nicht direct aus, aber jene Ansichten sind nur Consequenzen aus seiner Formbildungslehre, die zu diesen Wahrheiten hinleitet, wenn man seine Ansichten über die Formenbildung bis zum einheitlichen Weltprincip selbst erweitert.

Der Autor gibt im ersten Bande des angezogenen Werkes einen historischen Überblick großen Stils über die Entwicklung der Ästhetik als Formwissenschaft von dem Zeitalter Platos an bis auf unsere Tage; im zweiten Bande fesselt die Art, in der er den Begriff der Harmonie darstellt und letztere als Quelle aller Empfindungen, soferne sie Gefallen oder Missfallen (Lust oder Unlust) mit sich bringen, klarlegt. Er erklärt den Gegensatz von Harmonie und Disharmonie unter Hinweis auf die Betrachtungen von Helmholtz über die consonierenden Tonempfindungen; Beobachtungen, welche darauf hinführen, dass die Consonanz der Tonempfindungen auf der Coincidenz der Obertöne beruht, welche mit dem Grundtone zugleich vernommen werden, und dass auf dem fehlenden oder überwiegenden Nichtzusammenfallen dieser Töne die Dissonanz beruht. Robert Zimmermann deutet an, dass die harmonischen und disharmonischen Empfindungen sich auf unsere Sehorgane (unser Sehvermögen) anwenden lassen werden, und wir möchten das Princip, respective die Quelle von Gefallen oder Missfallen im allgemeinen sogar auf unsere sämmtlichen Sinnesorgane ausdehnen, welche alle derart eingerichtet sein werden, dass coincidierende und nicht coincidierende Bewegungen (Schwingungen oder Schwebungen) ausgelöst und in unserer Seele die logischen Folgen und Wirkungen erzeugen werden. Der Wille kann nur Befriedigung wollen, und die Organe des Seienden in X-Form können bloß den Zweck haben, die Möglichkeit einer solchen herbeizuschaffen.

Wie wichtig eine zutreffende Formbildungslehre und ihre reinen Quellen sind, wie wichtig eine entsprechende Ästhetik überhaupt ist, wie besonders wichtig es wäre, wenn derartige Lehren allgemeinere Verbreitung fänden, als es bisher der Fall war, beweisen unter anderem

schlagend jene „modernen" Richtungen, in welche einzulenken eben in unserer Zeit verschiedene Zweige der Kunst (Poesie, Malerei, Bildhauerei) die größte Neigung zeigen. Der Realismus wird hier mit merkwürdiger Vorliebe in nahezu unvernünftiger Weise betrieben. Man geht da entschieden zu weit, weil der jedem echten Kunstwerke (auf was immer für einem Gebiete der Kunst) zugrunde liegen müssende harmonische Einklang nur zu häufig außeracht gelassen und der rein empirisch-naturalistischen Anschauung irgendeiner Form ein Tenor beigemessen wird, der mit dem wirklichen Wesen der Kunst nicht verträglich ist. Dieses Wesen besteht in der Anregung und Herbeiführung des Genusses an einem in seiner Art Vollendeten (Harmonischen) und zwar entweder in einer auf ihre Art schönen, den ästhetischen Sinn befriedigenden Anschauung irgendeines Objectes oder in der künstlerischen Wiedergabe eines solchen. Wenn einer eine Landschaft malt und sie so darstellt, wie sie im ersten Momente der Anschauung sich der Netzhaut des Auges oberflächlich mittheilt, oder wenn die Landschaft eigentlich keine ist, sondern nur irgendeinen Complex an sich wenig interessanter Gegenstände reproduciert, so wird der ästhetischen Lustempfindung eine zu schwache Anregung geboten oder der Phantasie des Beschauers zugemuthet, das, was der Maler unterlassen hat, zu ergänzen, ein Fehlendes zu ersetzen, was über das Maß des Erlaubten und Correcten weit hinausgeht — das Bild wirkt entweder gar nicht oder langweilig. Wenn aber etwa menschliche Formen unrichtig oder caricaturartig zur Anschauung gebracht werden, so wirkt dies einfach widerlich.

Wenn in einem Drama oder in einem Schauspiele Figuren (Personen und Charaktere) dargestellt werden, die an sich selbst nicht das sind, was sie vorstellen sollen, oder welche durch gemeine und ungezügelte Leidenschaften degeneriert sind, so können derlei Figuren unmöglich ein warmes, lebendiges, ein berechtigtes Interesse an der Person und ihrem Schicksale, an ihrem Thun und Lassen erwecken, das Interesse des Zuhörers wird unter Null sinken, ja solche Missgestalten (Halb-, Viertel- oder Achtelmenschen) werden bestenfalls nicht minder Langweile, oft jedoch Ekel und Widerwillen erregen. Selbst der etwaige Hinweis auf die Descendenzlehre, deren Anhängsel die Thatsachen hereditärer Belastung in sich schließen, genügt nicht, um für ähnliche Machwerke das Interesse eines wahrhaft Gebildeten oder eines fein fühlenden Menschen dauernd zu gewinnen, weil ein derartiger Mensch genau weiß oder richtig empfindet, dass es doch eine wennschon beschränkte Freiheit des Willens gibt, auf welcher ja jedes Urtheil

über Gut und Böse, über Charakter und Wert eines Menschen beruht, und dass, wenn wir jede Verantwortung und Verantwortlichkeit der Person unter Zuhilfenahme der „hereditären“ Belastung ignorieren wollten, überhaupt jedes Urtheil verflachen, damit aber auch alles und jedes Interesse an der Person wegfallen müsste. Autor, Publicum und Kritiker können und sollen indes einen inneren Sinn für die Wahrheit sowie für die Consequenz der Charaktere haben 2c., und wenn man sie zwingen will, an Missgestalten verschiedener Art reges Interesse zu nehmen, so ist dies ein Missbrauch der Empfindung, des Verstandes und des Urtheils, der nicht geduldet werden darf, insbesondere nicht von einer Kritik, die eine ehrliche und führende zu sein strebt. Das soll sie aber sein, wenn sie nicht als verwerflich bezeichnet werden will.

Ein Künstler z. B., der zwar eine schwache künstlerische Begabung, jedoch keine vollwichtige Künstlernatur besitzt, dabei Künstler sein möchte, sich als solcher geberdet und endlich in falscher Pose Dummheiten treibt, kann nie der Held einer Tragödie oder eines guten Schauspieles sein, sondern höchstens als komische Episodenfigur in einer Posse oder in einem Lustspiele Verwendung finden; anderenfalls wird er bei einem geistig hinreichend gesunden (und nicht etwa durch marktschreierische Reclame beeinflussten) Publicum einfach auch Missfallen, Ekel und Widerwillen erzeugen. Selbst historische Dramen (Shakespeare) haben nur Wert und wirken wertvoll, wenn etwaige schlechte Charaktere in dem geschichtlichen Verlaufe ihres Schicksals richtig gekennzeichnet werden, wo dann, geschieht dies, die Wirkung eine volle und vollwertige wird.

Wir gehen indessen — es ist in der That zu befürchten — diesbezüglich anscheinend einer unerquicklichen Zeit entgegen, sie wird aber endlich auch überwunden werden, vielleicht unter Rücklassung eines einzigen günstigen Momentes, welches darin bestehen dürfte, dass die mitunter übertriebenen Anforderungen strengen Festhaltens an einzelnen Kunstformen gemildert sein werden. Das ewige und unerschütterliche Wesen der Kunst und ihre innerlich berechtigten Formen werden durch Unvernunft nicht umgebracht werden, weil sie nicht getödtet werden können:

„Was rein, aus heil'gem Lebensdrang entsprungen,
Der Schönheit und der Liebe Poesie
Wie alles sonst, was göttlich schön gelungen,
Es kann vergehen, doch veralten nie!“

Kehren wir aber zu Robert Zimmermann zurück. Zahlreich liegen andere, kleinere, doch nicht minder wertvolle Schriften von ihm vor uns. Wir können sie hier unmöglich der verdienten Würdigung unterziehen. Nennen wollen wir nur einige; so die Schriften „Die Metaphysik der Naturwissenschaften" und „Über philosophische Atomistik"; dort scheidet er scharf den materialistischen von dem philosophischen Atombegriff. Letztere Schrift ist gegen den Fechner'schen Atomismus gerichtet, und er schreibt unter anderm: „Entweder die physikalischen Atome haben Gestalt, Ausdehnung, Masse, dann sind sie keine physikalischen Atome", woraus er dann ähnlich wie Leibnitz schließt, dass die einfachen Wesen unkörperlich und daher geistiger Natur seien mit inneren psychischen Vorgängen.

Unser Autor suchte immer eine Art Versöhnung zwischen deductiver und inductiver Forschung herbeizuführen; er war überzeugt, dass allein unter Anwendung beider Methoden Ersprießliches zu leisten sei, was er auch schon in seiner wahrhaft classischen Antrittsrede „Philosophie und Erfahrung" auf geistreichste Weise geäußert hat.

Die vollständige Entwicklung einer reinen Erkenntnistheorie war indes nicht das Hauptziel seiner Bestrebungen; aus seinen Lehren und Anschauungen, die er in seinen verschiedenen Schriften niederlegte, ließe sich aber unschwer ein vollständiges philosophisches System, eine vollständige Weltanschauungslehre zusammenstellen. Im allgemeinen war sein Wirken durch eine Reihe von Jahrzehnten an der Universität Wien ein überaus erfolgreiches, sein früher Tod (im August 1898) jedenfalls ein unersetzlicher Verlust. Wir wünschen und hoffen nur, dass der Geist seines Hauptwerkes, welches die Begründung einer richtigen Ästhetik in umfassendster Weise durchführt, fortleben werde zum Nutzen und Frommen der Menschheit und — der Wahrheit.

Diese Wahrheit sagt uns also, dass sowohl die Empfindung (als innerste Eigenschaft und Fähigkeit des Willens zum Sein) als auch die Idee und der Gedanke (als Repräsentanten des Vorstellungsvermögens) mit dem Kerne aller Dinge (der logischen Einheit) in Contact stehen, und wir betrachten jedes Lebewesen, in oberster Reihe den Menschen selbst als Träger dieser Einheit. Wir zählen weder zu den sogenannten Mystikern (oder gar zu den Spiritisten, welche nach Belieben „Materialisationen" bewirken wollen), die in der geistigen Einheit des Seienden etwas absolut Unerforschliches erblicken, noch zu den Leugnern einer Art Schöpfergabe im Menschen. Er besitzt eine solche gewiss! Aber seine Kräfte sind wie dem Grade so der In-

tensität und der Vertheilung nach — im einzelnen Geschöpf — beschränkt und verschieden, was jedoch durchaus nicht hindert, dass der Gottesfunke, der in der That in jedem vorhanden ist, sich im Individuum auch dem Grade nach steigern und der Einheit sich durch Weiterentwicklung seiner Kräfte zu nähern vermögen wird.

Die Liebe zum Sein, die Freude am Sein, die Freude an Wirken und Thun, die Lust zu empfinden, die Bethätigung der Liebe zu sich und anderen, die Förderung der Fortentwicklung, der Fortschritt im Wissen und Schaffen — das sind die praktischen Ziele, welche die Menschheit zu verfolgen, zu erstreben und zu erreichen hat. Sie verfolgt damit nicht nur die Ziele der Gegenwart, sondern arbeitet auch für die Zukunft, denn Gegenwart und Zukunft sind eins, keine wirkliche Schranke trennt beide voneinander. Selbst nicht der Tod des einzelnen Individuums, der einzelnen Person; was in ihr wirkt als letzter Grund ihres Seins, war immer, ist immer und wird immer sein. Das Band, welches Vergangenheit und Zukunft miteinander verknüpft, ist die Gegenwart; sie reicht zurück und reicht nach vorwärts; das Seiende aber ist die Liebe, die Liebe zum Sein, welche in der Form von Schöpfer und Geschöpf das ewige Ziel des Daseins bildet.

Dieses Sein in der Gegenwart so gut, so edel, so schön und so ideal zu gestalten, als es die jeweilig vorhandenen Kräfte gestatten, ist aber das Ziel, welches in erster Linie die Kunst zu verfolgen hat, und jeder, der wie Robert Zimmermann dasselbe zu fördern ernsthaft bestrebt ist, verdient die Achtung und die Liebe seiner Mitmenschen — jetzt und in aller Zukunft.



Zur Ethnographie des serbocroatischen Volkes.

Von **Dr. Moriz v. Landwehr-Pragenau.**

Radautz. (Schluss.)

Es laufen im Volke viele Erzählungen davon um, dass die Kuga einen seines Weges gehenden Bauer zwang, sie auf den Rücken zu nehmen und eine Strecke weit zu tragen; sein Haus wurde dann dafür verschont.[1])

[1]) Ein von der Pest Genesener heißt prikužnik und nimmt eine besondere Stellung im Volksglauben ein. Zovko, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. I, S. 439.

Wie die Pest, so wird das Entsetzen, die Strava, hie und da personificiert, und zu ihrer Austreibung gibt es einige im Volke gebräuchliche Methoden, die neuestens genau beschrieben worden sind.[1]) Damit sind aber die Gestalten, die in der „niederen Mythologie" des serbocroatischen Volkes eine Rolle spielen, lange nicht erschöpft; es seien hier noch die Móvki genannt, Geister von ungetauft gestorbenen Kindern, die als große Vögel vom Ave Maria-Läuten bis Mitternacht herumflattern und, wenn gereizt, sogar gefährlich werden können, ferner die Tintilin, „gutmüthige Klopf- und Poltergeister,"[2]) und die Džinovi, welche zuweilen als unreine Geister,[3]) häufig als Riesen aufgefasst werden, nach der Meinung von Krauß jedoch, wie ja auch das Wort türkisch ist, keine dem Volksglauben ursprünglich angehörenden Gestalten sind.

Der höheren Sphäre gehören die christlichen Heiligen an, welche großentheils die Formen und Functionen heidnischer Gottheiten angenommen haben. Ein bekanntes Beispiel ist der heilige Elias, welcher ganz den alten Donnergott Perun vertritt; er ist der erste unter den Heiligen und steht an Würde sogar über der heiligen Maria. So heißt es in einem sehr alten Lied:

> Peter nahm den Wein sich und den Weizen
> Und die Schlüssel auch vom Himmelreiche,
> Und Elias nahm sich Blitz und Donner
> Und die große Hitze Panteleimon,
> Bruder- und Gevatterschaft Sanct Johann
> Und das Kreuz auch von dem heil'gen Holze
> Und der heil'ge Niklas Schiff' und Wasser,
> Und so giengen sie zu Gott zur Sitzung,[4])

und in einer Variation desselben Liedes sitzen:

> An dem Tisch zuoberst Sanct Elias,
> In der Mitte Sava und Maria.[5])

Während sich nun hier uralte heidnische Vorstellungen in christliches Gewand gekleidet haben, gibt es einige wenige Fälle, in denen sie noch recht unverhohlen hervortreten. So ist es mit der Doda, einem Wesen, dessen Eigenart zwar nicht mehr erkennbar ist, das aber sicher in engem Zusammenhange mit den befruchtenden himmlischen Mächten

[1]) Sadik Effendi Ugljen, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. III, S. 555 ff., Lilek, ebenda, Bd. IV, S. 483.

[2]) Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 301.

[3]) Derselbe a. a. O. für Sabioncello.

[4]) Karadžić, Narodne pjesme, Bd. I, Nr. 1.

[5]) Karadžić, l. c., Nr. 2.

stand.[1]) Die Doda oder Dodola wird von Processionen angerufen, wenn große Dürre herrscht und Regen herbeigezwungen werden soll. Man führte dabei ein nacktes, ganz in Gras und Blumen gehülltes Mädchen herum[2]) und begoss es mit Wasser, eine Gewohnheit, die jetzt infolge obrigkeitlicher Verbote[3]) aufhört. Von den bei dieser Festlichkeit gesungenen Liedern, bei denen nach jeder Zeile die Anrufung „Oj dodo, oj dodole!" wiederholt wird, möge hier eines folgen:

Wir durchschreiten unsre Ortschaft,
Und die Wolken zieh'n am Himmel,
Schneller wir, die Wolken schneller,
Doch die Wolken ziehen schneller,
Haben Korn und Wein bethauet.[4])

In Dalmatien (Bocche) spielen Jünglinge die Rolle, die sonst die Mädchen hierbei innehaben, und heißen prporuše,[5]) in Westbosnien čaroice.[6])

Schließlich wäre zu erwähnen, dass sich im Volke mancherlei Anzeichen finden, welche auf einen wenn auch nicht weiter ausgebildeten Cult hinweisen, der sich an Wasser und Feuer, Thiere und Pflanzen, Sonne und Sterne knüpft.[7])

*

Nachdem so in Kürze das durchgegangen wurde, was ungefähr die heute noch lebendige Volksmythologie ausmacht, glaube ich die übrigen in Betracht kommenden Punkte flüchtiger behandeln zu sollen, um den Hochzeitsbräuchen eine etwas eindringendere Besprechung widmen zu können.

---

[1]) Vgl. Nodilo, Rad, Bd. LXXVII, S. 115 ff.

[2]) Die begleitenden Mädchen heißen lagjarice oder lelje. Krauß, Croat.-Slav., S. 104/5.

[3]) Diese erflossen, weil ein Mädchen, das die Doda darstellte, von der Ceremonie den Tod nach Hause brachte.

[4]) Karadžić, Narodne pjesme, Bd. I, Nr. 88, vgl. Nr. 86, 87.

[5]) Nodilo, a. a. O. Vgl. „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", Dalmatien, S. 162.

[6]) So nach Nodilo. Sadik Effendi Ugljen, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. III, S. 552, erwähnt „čaraice" in Jajce, die am Tage vor Weihnachten herumziehen, ohne aber eines Zusammenhanges mit der Doda zu gedenken; allerdings spricht er von Muhamedanern. Über die Dodaceremonie vgl. Karadžić, Srpski rječnik s. v., Život i običaji nar. srpsk., S. 61, Krek, Einleit. in d. slav. Lit., S. 763 ff. Ob das Wort lado oder lada eine mythologische Persönlichkeit bezeichnet (vgl. Karadžić, Narodne pjesme, Bd. I, Nr. 99, „Oj ladole mile"), ist wohl nicht endgiltig entschieden. Vgl. Krek, S. 402/3, A. 4.

[7]) Vgl. die interessante übersichtliche Zusammenstellung darüber bei Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 422—459.

Bei der Geburt wird dem Menschen nach einer nicht nur bei den Südslaven verbreiteten Anschauung bereits das Schicksal für das ganze Leben bestimmt und zwar durch die schon einmal erwähnten Usude:[1]) sie bestimmen seine Lebensjahre, Todesart, Beruf, Glück und Unglücksfälle, Heirat u. s. w. Dieser Glaube findet auch seinen Ausdruck in der Bezeichnung für den Bräutigam, der oft sudjenik, d. h. der vom Schicksal Bestimmte genannt wird. Der Schicksalsspruch selbst heißt narok oder rok (= fatum) und ist unabänderlich. Infolge dessen knüpfen sich an die Schwangerschaft und Geburt eine Unzahl Gebräuche,[2]) die den Zweck haben, das Kind vor Unglück, vor Beschreiung zu bewahren, der Mutter die Milch zu sichern 2c., andererseits werden die Unglücksfälle, die sich trotz alledem ereignen, immer irgendeinem Versäumnis in dieser Hinsicht oder irgendeiner directen schädlichen Einwirkung übernatürlicher Art, nicht natürlichen Ursachen zugeschrieben und daher entsprechend behandelt.

Um das Kind vor Beschreiung zu behüten, zeigt man es nicht jedermann, läſst es auch vor der Taufe von niemand küssen. Um die bösen Geister zu vertreiben, wird die Wöchnerin während des Wochenbettes (babine) stets, selbst die Nächte hindurch, von Verwandten und Freundinnen bewacht, wobei eigens zur Bannung der Dämonen und Hexen verfaſste Lieder gesungen werden, denn letztere haben es ja, wie schon oben bemerkt, besonders darauf abgesehen, kleine Kinder aufzufressen.[3])

Ist es nun gelungen, das Kind allen Fährlichkeiten zum Trotz aufzuziehen, so beginnt man bei Mädchen beiläufig mit dem 14., bei Burschen etwa mit dem 16. Jahr an die Heirat zu denken, bei Mädchen, weil das 20. Jahr bereits als spätester Termin für eine gute Heirat gilt, bei Jünglingen, weil die Zadruga in der jungen Frau eine neue Arbeitskraft zu gewinnen wünschte, weshalb sehr häufig ganz junge Burschen mit älteren arbeitsfähigen Mädchen verheiratet wurden. In den meisten Fällen wurde die Wahl wohl mehr von den Eltern als von den zukünftigen Eheleuten selbst vorgenommen. Dennoch gab und

---

[1]) Daneben besteht ein Sagenkreis, von dem es aber zweifelhaft ist, ob er einen wirklichen Volksglauben ausdrückt, von einem männlichen Usud, der in einem fernen Lande wohnt (vielleicht orientalischen Ursprunges). Krauß, Volksglaube, S. 27.

[2]) Vgl. Krauß, Sitte und Brauch, S. 530 ff.

[3]) In Dalmatien glaubt man, daſs die Vilen schöne kleine Kinder entführen. „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.“, Dalmatien, S. 128.

gibt es in immer steigendem Maße Fälle, wo die gegenseitige Neigung das Entscheidende ist.[1]) Bei mancherlei Gelegenheiten sehen sich die jungen Leute und knüpfen bei den Abendunterhaltungen, beim Kolo u. dgl. Bekanntschaften an. Sogar bei den muhamedanischen Serbocroaten in Bosnien haben die Burschen die Möglichkeit, die Mädchen zu treffen, man nennt das ašikovanje (= Fensterln, türkisch).[2]) Einige Tage im Jahre können sie sich näher kennen lernen. Dem Mädchen ist es der Volksansicht nach nur einmal im Jahre gestattet, seiner Zuneigung Ausdruck zu leihen, und zwar bei den Christen am Palmsonntag, wo es den Brunnen des Hauses, in dem der Geliebte wohnt, mit Blumen, Handtüchern 2c. schmückt und an den Brunnenschwengel ein Tuch bindet, welches es, wenn es dunkelt, wieder abholt, um zu sehen, was man von der anderen Seite hineingelegt, woraus es dann den Erfolg der „Werbung" zu entnehmen vermag.

Um sich die Gegenliebe des oder der Geliebten zu sichern, gibt es eine ganze Reihe von Mitteln, die zum Theile recht poetisch, hie und da aber auch ziemlich gröblicher Natur sind.

Von der ersten Art sei das Mittel erwähnt, dass man ein Stück Erde, auf welchem sich die Fußspur des geliebten Wesens findet, ausgräbt und in einen Blumentopf thut, in den man die Nevenblume (ne vehnuti = nicht welken, calendula offic.) pflanzt. Ebenso trägt man Haare oder ein Stück vom Hemde der Person, deren Liebe gewonnen werden soll, am bloßen Leib auf der Herzgrube und wirft es dann zu Neumond ins Feuer,[3]) oder der Bursche gelangt unbemerkt zu drei Haaren des geliebten Mädchens, trägt sie auf ein Grab, umwindet sie mit Goldfäden, vergräbt sie am Kopf und spricht dazu: „Gott gebe, dass wie dieses Grab um niemand sonst weiß als um den Todten und Gott, das Mädchen auch nur um Gott und um mich wissen möge!"[4])

So kommt es schließlich zur Hochzeit.

Sicherlich haben in alten Zeiten bei den Serbocroaten wie bei den meisten Völkern Raub und Kauf der Frau stattgefunden, was für

[1]) Vgl. das Gedicht „Rath an ein Mädchen" in der Österr.-Ungar. Revue 1899, S. 182, und die einleitenden Worte dazu.

[2]) Vgl. Krauß, Sitte und Brauch, S. 130 ff., Truhelka, Bosnien, S. 354 mit Bild.

[3]) Krauß, Sitte und Brauch, S. 165 ff. Vgl. Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIV, S. 15, Truhelka, Bosnien, S. 348 ff.

[4]) Für die muhamedanische Bevölkerung von Bosnien bezeugt durch Delić, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. III, S. 565.

einige slavische Stämme der Urzeit[1]) durch den russischen Chronisten des Kiew'schen Höhlenklosters, Nestor, bezeugt ist; zudem gewahren wir in den Hochzeitsbräuchen noch viele Erinnerungen an jene ursprünglichen Verhältnisse, wenngleich das Bewusstsein dafür dem Volke entschwunden ist. Übrigens finden sich für Kauf und Raub bis in unser Jahrhundert zuverlässige Nachrichten, welche das Vorkommen dieser zeitlichen Anomalien beweisen.[2])

Der ganze Vorgang der Werbung und Hochzeit ist außergewöhnlich umständlich, unzählige Reden, theils frei erfunden, theils aber conventioneller Art, müssen gehalten, es muss viel gegessen und noch mehr getrunken werden, bevor die schwierige Angelegenheit geordnet ist, und die Kosten sind sehr groß; der Luxus scheint in früheren Zeiten noch größer gewesen zu sein, da sogar ein Bischof mit harten kirchlichen Strafen gegen den übermäßigen Aufwand, der dabei getrieben wurde, einzuschreiten genöthigt war.[3])

Die Hochzeiten werden meist im Herbste gefeiert, weitaus die Mehrzahl im November, die Faschingszeit herrscht nur dort vor, wo fremder Einfluss auftritt.[4])

Dabei haben die beiden füreinander Bestimmten der Regel nach recht wenig in die Sache dreinzureden, wie meistens in primitiveren Verhältnissen, wo die Naturen nicht so stark individuell entwickelt sind und daher die Vorbedingungen für das glückliche Zusammenleben zweier Leute leichter sind; namentlich über das Mädchen wurde von den Eltern oder Verwandten nach Gutdünken verfügt.

Wünscht man einen Burschen zu verheiraten, so sondiert man vorher insgeheim, ob auf der anderen Seite überhaupt Geneigtheit zu der Sache vorhanden ist. Hierauf schreitet man zur feierlichen Werbung. Die Werber (am häufigsten prosci genannt) begeben sich in das Haus

---

[1]) Für die Drevljanen, Radimičen, Vjatičen und Severjanen.

[2]) Csaplović, Slavon., Bd. I, S. 173 f., Rajacsich, S. 92/3. Vgl. auch Sadik Effendi Ugljen, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 522/3, Mitth. d. anthrop. Gesellsch. Bd. XV, S. 101. Danach findet factischer Kauf bei den Muhamedanern des Ramathals (Hercegovina) statt; ebenso ist der Raub bei den bosnisch-hercegovinischen Muhamedanern noch immer nicht selten. Truhelka, a. a. O., S. 358, 362.

[3]) Der Bischof von Djakovar Bakić 1725. Smičiklas, Dvijestogodišnjica, Bd. I, S. 54.

[4]) Von 12.000 Trauungen entfallen in Croatien und Slavonien 4721 auf den November, in Dalmatien waren (1895) von 4313 Trauungen 1051 im November, 1015 im Februar, im Küstenland überwiegt schon der Februar. Zoričić, Statist. Skizze, S. 58; Österr. Statist., Bd. XLIX, Heft 2, Tabellen, S. 27.

der Erwählten, werden meist nicht gleich eingelassen, sondern erst nach einigen conventionellen Reden und Gegenreden, und nach längerem Umschweifen bringen sie die Werbung vor, die gewöhnlich angenommen wird. Danach finden in Slavonien noch drei bis vier Zusammenkünfte statt, eine mala und eine velika rieč (kleine und große Besprechung). Nach der dritten kirchlichen Verkündigung wird ein Vorfest gefeiert, stets in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, der der Trauung vorangeht, welches den Namen zapoj (Trunk) oder jabuka (Apfel) führt, letzteres nach der dabei üblichen Sitte, dass ein Apfel mit einem hineingesteckten Geldstück dem Mädchen verehrt wird. Am Sonntag werden dann die Würdenträger gewählt, welche bei der Hochzeit eine Rolle zu spielen haben.[1])

In der Zeit nach der Verlobung muss der zukünftige Schwiegervater einmal mit seiner Schwiegertochter in die Stadt oder auf einen Markt gehen, um ihr den Hochzeitsanzug zu kaufen, und dabei ist er verpflichtet, allerlei andere Herzenswünsche des Mädchens zu befriedigen, was hie und da zu nicht geringen Auslagen zwingt.

Endlich ist der Hochzeitstag herangekommen, und es ordnet sich der Zug, um das Mädchen aus dem Elternhause abzuholen. Die bedeutendsten Würdenträger sind nun folgende: der Vojvoda (Herzog) oder Dolibaša, häufig der Oheim des Bräutigams, und der Barjaktar (Fahnenträger), beide zusammen prvijenac (Erstling) genannt, der Mustulundžija (türkisch = Schreiber, Botschafter), der dem Zuge voraneilt, um die Nachricht seines Herannahens zu bringen, der Debeli kum (dicker Gevatter), die Hauptperson für die Festlichkeit, vom Bräutigam bestimmt und berechtigt, die meisten Anordnungen zu treffen, der Djever (Brautführer), regelmäßig ein Bruder oder Herzensfreund (pobratim) des Bräutigams. Es gibt ihrer mehrere, zunächst einen desni (rechtsseitigen) und lievi; wichtig ist jedoch nur der erste. Wichtig ist ferner der Čauš, der privilegierte Spassmacher, auch ćajo, šipuš, kapetan u. s. w., der sich während der Feier alles erlauben

---

[1]) Diese Aufeinanderfolge ist nicht constant, bei den Šokacen geschieht an jenem Samstag der Ringwechsel, und die Feier heißt danach hier prsten oder burma (Ring), während die Jabuka die erste Feier ist, bei der der Zeitpunkt des malo vinčanje (kleine Trauung) verabredet wird. Vgl. Wlislocki in der „Österr.-Ungar. Revue" 1897, S. 11 f. Die beste Darstellung der Hochzeitsgebräuche im allgemeinen bei Krauß, Sitte und Brauch, S. 331—464. Das Materiale bei Bogišić, Zbornik, S. 221—260, ist hierin nicht so reich wie in anderer Beziehung. Die Literatur an Einzelschriften über den Gegenstand ist sehr groß und bei Krauß fast vollständig verzeichnet.

darf, der Stari svat oder Starješina (alter Hochzeitsgast, Ältester), der Festredner, der, weil er von den Svaten (Hochzeitsgästen) bestellt wird, auch svatova svat (der Hochzeitsgast der Hochzeitsgäste) heißt, im Gegensatze zu einem zweiten Stari svat, der von Seite des feiernden Hauses ernannt wird und die „Honneurs" macht.[1])

Die Djeveruše (pluralis von djeveruša, Kranzeljungfer), wenigstens zwei, meist aber mehrere, haben die Braut in das Haus des Bräutigams zu geleiten. In den von Serben bewohnten Gebieten werden sie jenga, jengibula, bei den Kajkavcen vunjena genannt. Bei den letzteren gibt es noch einen besonderen Pozovič (Einlader), der die Hochzeitsgäste zusammenruft, und einen Tečmek (Mundschenk). Die Gäste, welche keine specielle Rolle übernehmen, heißen pustosvati oder uzovniči, uzprežnici, pisari, alle Gäste dagegen nennt man während des Festes gospoda, Herrschaften. Der Name für das Brautpaar ist mladenci oder zaručnici (junge Leute, Verlobte).

Die Feierlichkeiten sind unzählbar und in den verschiedenen Gegenden zum Theile recht verschieden entwickelt.

Fast jede Bewegung wird mit eigens dafür bestimmten Liedern begleitet.[2])

Zunächst wird also das Mädchen mit großem Gepränge zu Wagen, nur in Gebirgsgegenden zu Pferde, aus dem väterlichen Hause abgeholt. Doch dem Hochzeitszuge wird vorläufig der Einlass verweigert, der Debeli kum muss ihn erst erkaufen, und dann muss das Mädchen häufig erst noch gesucht werden, wobei es Waschtröge, Besen u. dgl. aus dem Wege zu räumen oder zu übersetzen gilt.

Hierauf geht es zur Kirche.

Da sucht sich nun jedes der Brautleute beizeiten die Herrschaft in der Ehe durch allerlei symbolische Handlungen zu sichern. Wenn es unvermerkt geschehen kann, zwickt er sie, und sie trachtet ihm auf den Fuß zu treten. Indessen kommt auch hier die Vorstellung von der im allgemeinen dem Manne gebürenden Herrschaft derb genug zum Ausdrucke, indem der Bräutigam in manchen Gegenden der Braut in einem bestimmten Augenblicke eine Ohrfeige zu verabreichen hat (vor dem Auszuge zur Kirche).

---

[1]) So nach Krauß, a. a. O. Die Würden variieren übrigens hinsichtlich der Benennung und Bedeutung nach den Landschaften. Vgl. „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", Dalmatien, 153, Bosnien, S. 356.

[2]) Vgl. die fünfzig einschlägigen Lieder bei Karadžić (übersetzt bei Talvj) und die bei Kuhač, Južnoslovjenske narodne popjevke, Bd. IV, 78 Stück.

Hie und da kehrt man aus der Kirche nochmals in das Haus der Braut zurück, wo dann der Bräutigam mit bedecktem Haupte zu Tische sitzt, gewöhnlich aber geht der Zug von der Kirche zum Hause des Bräutigams, wo die Braut von der Schwiegermutter mit einem Becher Wein empfangen wird. Der Schwiegervater hebt sie vom Wagen, was ihm erst gegen einen Kaufschilling bewilligt wird. Wenn die Braut die Schwelle des Hauses betritt, wird ihr ein (männliches) Kind gereicht (nakoljenče, von koljen = Knie), welches sie auf den Schoß nehmen und küssen muss, damit sie bald einen Knaben gebäre. Die Schwiegermutter gibt ihr Zucker in den Mund, zwei Laib Brot unter die Arme, Symbole, die sich leicht enträthseln lassen, nachher muss sie sich vor dem Hausherd dreimal verneigen oder sich auf ihn setzen zum Zeichen der Verehrung für das Haus, in welches sie einheiratet u. s. w.

Beginnt das Festmahl, so wird endlos gegessen und getrunken, dabei hält bald dieser, bald jener eine meist extemporierte Rede, eine Kunst, in der der Serbocroate groß ist.[1])

Der Čauš macht unterdessen fortwährend seine mitunter recht handgreiflichen Späße.

Wird es Abend, so bringt man die Brautleute in ihre Kammer, wobei sie entweder nach dem Nachtmahle vor den Eltern niederknien, um ihren Segen zu empfangen, oder in tumultuarischer Weise entführt werden.

In letzterem Falle fängt der Vojvoda am häufigsten einen Tanz an und verschwindet, wenn dieser im besten Gange ist, plötzlich mit der Braut. Der Bräutigam folgt, und schließlich werden nach weiteren Ceremonien die beiden allein gelassen.

Auch hier geht der Kampf um die künftige Oberherrschaft im Hauswesen fort; die Braut muss zwar dem Brauche gemäß ihrem Bräutigam die Stiefel ausziehen, dabei sucht sie ihm aber mit einem derselben einen Hieb zu versetzen, oder sie wirft ihn aus dem Bett u. dgl. m.

Es möge erwähnt werden, dass in Montenegro, der Hercegovina und zum Theile in Dalmatien der Bräutigam in der ersten Nacht noch nicht bei dem Mädchen sein darf, sondern seine Stelle durch den Djever vertreten wird.

---

[1]) Vgl. Kuhač, Anmerkung zu dem Liede Nr. 1341, Bd. IV, S. 121, seiner Sammlung.

Am nächsten Morgen hebt die Feier von neuem an und dauert drei, ja sechs bis acht Tage.

Die junge Frau besucht nun alle Freunde, besonders diejenigen, welche bei der Hochzeit Würden bekleideten, wäscht ihnen die Hände und erhält dafür Geschenke, ebenso küsst sie jeden, dem sie begegnet, und hat das Recht, dafür ein Geschenk zu fordern.

Ist endlich die geräuschvolle Hochzeitsfeier vorbei und die junge Frau in die Familie des Mannes aufgenommen, so muss sie sich diesen Platz während des ersten Jahres ihrer Ehe durch ihr Betragen recht eigentlich verdienen: es ist eine Art Prüfungszeit.

Doch bevor das alltägliche Leben beginnt, ist noch eine sehr wichtige Formalität zu erfüllen, das sind die Staatsbesuche (pohodi). An dem der Hochzeit folgenden Sonntag oder einem der nächsten macht die Familie der jungen Frau der letzteren einen feierlichen Besuch und erhält am Sonntage darauf von ihr und ihrer gesammten neuen Verwandtschaft den Gegenbesuch.

Man sieht, die Anschauung über die ganze Angelegenheit geht dahin, dass die Frau in die Familie, respective Hauscommunion des Mannes aufgenommen wird; dies wird als das Natürliche betrachtet und daher das Gegentheil davon, das Einheiraten eines Mannes in die Familie der Frau, als etwas Unwürdiges aufgefasst und verurtheilt. Man nennt das priženiti se (Einheiraten, im Gegensatze zu oženiti se = ein Weib heimführen), den Einheiratenden priženjenik oder domazet (Schwiegersohn des Hauses), der außerdem eine Reihe verächtlicher Beinamen hat, die bezeugen, wie ungern man solches sieht. Häufig nimmt er den Namen der Familie an und hat keinen Anspruch auf Ausstattung oder Abfertigung vom eigenen Hause.[1])

❦

Von den Festlichkeiten, die sonst die Einförmigkeit des Alltagslebens unterbrechen,[2]) ist wegen der Alterthümlichkeit der damit verbundenen Gebräuche vor allem das Sippenfest bei den Griechisch-Orientalischen zu nennen, das Krsno ime. Es gehört bei ihnen zu den größten Feierlichkeiten und nimmt die erste Stelle nach Weihnachten

---

[1]) Vgl. Bogišić, Zbornik, S. 274—277, Krauß, Sitte und Brauch, S. 465 ff.

[2]) Eine genaue Beschreibung des ganzen Festkalenders, wie sie Kaindl im XXXIX. Bande der Mitth. d. k. k. geogr. Gesellsch. in Wien für die Rusnaken und Huzulen geliefert hat, scheint hier noch nicht zu bestehen.

und Ostern ein, weshalb seine Feier mit bedeutenden Kosten verknüpft ist.[1])

Das Fest weist in seinen Grundlagen auf vorchristliche Zeit zurück und bezog sich ursprünglich auf die Schutzgeister des Hauses oder der Sippe, an deren Platz jetzt der Schutzpatron aus der Reihe der christlichen Heiligen getreten ist.

Jedes *Bratstvo* hatte einen gemeinschaftlichen Sippenheiligen und unterschied sich wesentlich nur durch diesen sacralen Mittelpunkt von den anderen Bratstven, da Familiennamen anfänglich nicht existierten.

Die Ceremonien des Festes sind zahlreich und nehmen in Slavonien meist zwei Tage in Anspruch, wobei vor dem Bilde des Heiligen eine Kerze gebrannt wird, die um eine gabelförmige Ruthe gewunden ist.

Das *Krsno ime*, auch *svečar* oder *slava* genannt, bildet sozusagen die Namenstagfeier für die ganze Familie, denn die einzelnen Glieder derselben feiern ihren Namenstag überhaupt nicht.

Weihnachten (božić) wird selbstverständlich bei den Katholiken ebenso festlich begangen wie bei den Griechisch-Orientalischen, aber die Formen sind bei den letzteren alterthümlicher. Der Name božić bedeutet „der junge (kleine) Gott".

Schon am Lucientag, zwölf Tage vor dem Feste, beginnt man mit Vorbereitungen, man braut Zaubermittel, mit denen man am Feiertage die Zukunft errathen, Hexen erkennen kann u. dgl. m.[2])

Der Christabend heißt badnjak,[3]) desgleichen der Baumstamm, der an diesem Abend mit Wein begossen und die Nacht hindurch gebrannt wird, damit, wie die jetzige Erklärung des alten Brauches lautet, das Jesukind nicht friere.[4]) In der Stube wird Stroh ausgestreut zum Andenken an die Krippe und von dem Stroh am dritten Tage auf die Obstbäume gelegt, damit sie im kommenden Jahre viele Früchte tragen, man beschwört die Wölfe, damit sie den Herden keinen Schaden thuen u. s. w.

---

[1]) Nach Rajacsich, S. 115, kostete ein solches Fest 120—200 fl. C.-M. Vgl. Stefanović-Vilovsky, Die Serben, S. 166 ff. In den Bocche di Cattaro findet sich dieses Fest auch bei den Katholiken. Vgl. „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", Dalmatien, S. 193.

[2]) Die Croaten im Murwinkel backen Maiskuchen (kelešćica) für sich und das Hausvieh gegen den Biss wüthender Hunde. Gönczi, Ethnol. Mitth. aus Ungarn, Bd. IV, S. 173.

[3]) Vom Zeitwort bdjeti, buditi = wachen, also badnjak = Nachtwache.

[4]) Csaplović, Slavonien, Bd. II, S. 137.

Um Mitternacht ist die Mette.

Am Christtage begrüßt man sich mit den Worten: „Christus ist geboren!" worauf der andere entgegnet: „In Wahrheit ist er geboren!"[1]) Man umarmt sich dabei, und alle Feindschaft muss an diesem Tage aufhören. Sogar für die Thiere wird gesorgt, um auch ihnen einen Theil an der allgemeinen Freude zu gönnen, wie denn überhaupt die Weihnachtsbräuche von herzerquickender, kindlicher Naivetät erfüllt sind.[2])

Die Griechisch-Orientalischen feiern die Wasserweihe am 6. Januar (bogojavljenje = Erscheinung Gottes) mit großem Gepränge und begehen Ostern (oskrs) mit nicht minder mannigfaltigen Ceremonien, während die Katholiken hierin etwas einfacher sind. Die Quadragesima hindurch darf keine Lustbarkeit stattfinden. Am Palmsonntag (cvjetnica, so heißt auch die ganze Woche) trägt man grüne Reiser in die Kirche zur Einsegnung und bewahrt sie dann bis zur Wiederkehr des Festes als Schutzmittel gegen alles Unglück. Am Charfreitag schlägt man einander mit Rüthchen unter dem Rufe: „Frisch und gesund!" Am ersten Ostertage werden Esswaren zum Einsegnen in die Kirche gebracht, und nach dem Gottesdienste fährt man um die Wette nach Hause, da der zuerst Angekommene im nächsten Jahre Glück haben wird. Nachmittags ist vor der Kirche Markt, hier wird Kolo getanzt, wobei häufig Bekanntschaften geschlossen und Liebschaften begonnen werden.

Zu Pfingsten gibt es wie zu Weihnachten, Neujahr, Christi Himmelfahrt[3]) und bei anhaltender Dürre Umzüge. Der Umzug heißt koledovanje (von calendae), die Umziehenden nennt man zu Weihnachten und Neujahr koledari (weibl. koledarice), zu Christi Himmelfahrt križari (weibl. križarice) und zu Pfingsten kraljice (bloß weibl.).

Der Georgitag (Gjurgjev dan) vertreibt nach dem Volksglauben alle bösen Geister aus der Natur, daher suchen die Heilkundigen

---

[1]) Csaplović, Bd. II, S. 139, wo die Worte nach der Kirchensprache, die damals noch viel mehr im Gebrauche war, so lauten: „Christos se rodio!" — „Vo istinu se rodio!"

[2]) Vgl. Csaplović, l. c., Rajacsich für Syrmien, S. 122—129, Staré, S. 121, 125 f., Stefanović-Vilovski, S. 159 ff., Krauß, Croat.-Slav., S. 108 ff. ꝛc. Für Bosnien Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 448 ff.

[3]) Hierbei möge der Glaube erwähnt werden, dass sich am Vortage dieses Festes der Himmel öffnet und Gott sichtbar wird. Wer den Augenblick benützt, in den Himmel hineinsieht und einen Wunsch ausspricht, der ist der Erfüllung sicher. Fazlogić, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. V, S. 439.

ihre Kräuter zur Bereitung der Geheimmittel am Morgen dieses Tages, am Nachmittage tanzt die Jugend im Walde und auf den Bergeshöhen.

Der Johannistag ist mit der Feier der Sommersonnenwende verbunden. Bei dem sogenannten Ivanjski kres (Johannisfeuer) wird entsprechend einem auch sonst verbreiteten Brauch ein Feuer angemacht, durch welches die jungen Burschen hindurchspringen. Sie rennen dann mit Fackeln nach Hause und ziehen glückwünschend im Dorfe umher, wofür sie Gaben erhalten.

Der Eliastag sowie einige andere Tage werden gleichfalls mit gewissen Festlichkeiten begangen.

In weiterem Sinne gehören zu den Festtagsgebräuchen diejenigen, welche sich an die Ernte knüpfen, und da ist, obwohl an und für sich keine Feier, die Môba zu erwähnen, weil sie zu mancherlei Ceremoniell Anlass gibt.

Die Môba (molba = Bitte) ist nämlich die Einrichtung,[1]) dass, wenn ein Haus nicht genug Arbeitskräfte besitzt, um die Erntearbeit allein bewältigen zu können, die Verwandten und Freunde um ihren Beistand gebeten werden, den sie unentgeltlich, nur gegen gutes Essen und Trinken leisten und gegebenenfalls ihrerseits in Anspruch nehmen.[2]) Da sind wieder eigene Schnitterlieder,[3]) die bei diesen Arbeiten gesungen werden, und eigene Gebräuche. Interessant ist der Zug, dass sich der Schnitter am Morgen mit einem Halmbüschel umgürtet, um sich dadurch vor Rückenschmerzen zu bewahren.

❦

So geht das Jahr in Arbeit und Festlichkeiten dahin, solange die Krankheiten dem Hause ferne bleiben. Zeigen sich aber solche, dann tritt die Volksmedicin in Wirksamkeit, denn der serbocroatische Bauer wendet sich niemals, wenn er es irgendwie vermeiden kann, an den studierten Arzt, mit dem er ja auch in seinen Anschauungen über die Ursachen der Krankheiten durchaus nicht übereinstimmt. Diese erscheinen ihm nie als Schwäche oder Regenerationsprocess des Organismus, sondern stets als Folgeübel eines von außen herkommenden

---

1) Vgl. Bogišić, Zbornik, S. 482—485.

2) Ähnlich ist es beim Pflügen; wenn man nicht Vieh genug besitzt, vereinigen sich mehrere Häuser zur Arbeit. Das nennt man in der Lika und sonst suvez, in Slavonien sprega. Über den suvez und ähnliche Vereinbarungen in Bosnien vgl. Lilek, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI, S. 222 f.

3) Vgl. Vuk Karadžić, Bd. I, Nr. 75—85.

übernatürlichen Einflusses. Daher besteht seine Behandlung der Krankheit wesentlich im Beschwören und Bannen böser Geister, „die Krankenpflege ist im Grunde eine Geisterpflege.“ [1]) Hie und da finden sich freilich Mittel angewandt, welche auf recht gute Beobachtung der Krankheit schließen lassen. Für die Erforschung der Volksmedicin ist namentlich in Bosnien in letzter Zeit sehr viel geschehen.

Wichtige Mittel sind da unangegänztes Feuer und ebensolches Wasser (nenačeta vatra, respective voda), welche als heilig betrachtet werden, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, dass ja schon gewöhnliches Feuer als heilig betrachtet wird, so dass man es nicht durch Haare, Nägel u. dgl. verunreinigen soll. [2])

Um den Ehrennamen „unangegänzt“ zu verdienen, muss ein Feuer niedergebrannt sein, ohne dass man Holz nachzulegen oder nachzuschüren gehabt hat, das Wasser muss aus einem Brunnen sein, aus dem vom letzten Sonnenuntergange bis zu jenem Augenblicke nicht geschöpft worden ist. [3]) Sehr beliebt gegen vielerlei Übel ist der Knoblauch, [4]) und zapisi (etwa Verschreibungen) oder Amulette gelten als besonders heilkräftig. Die Zahlen drei und neun spielen dabei eine große Rolle. Bei Anwendung der Mittel muss immer ein Zauberspruch gemurmelt werden, bei dem es wesentlich ist, dass er in einem Athem hergesagt werde.

Als ein typisches Beispiel möge hier ein solcher Zauberspruch folgen: „Drei Mädchen weideten im Walde. Die eine stumm, die andere taub, die dritte blind. Neun Ströme, neun Brüder bereiteten sich flugs zur Heerfahrt, flugs zogen sie fort, flugs stürzten sie in den Kampf, flugs kamen sie um. In die Haut, aus der Haut; in welche, aus welcher ins Bein, aus dem Bein; in die Eiswüste, an jenen Ort, wo die Glocken nicht läuten, wo der Hahn nicht kräht, wo der Bruder den Bruder nicht ruft. Von 9 zu 8, von 8 zu 7, von 7 zu 6 ꝛc., von einem zu keinem. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ [5])

Obigem Schema entsprechen auch die meisten anderen Sprüche dieser Art, das Wesentliche daran scheint die Herausbeförderung der Krankheit durch ihre Verkleinerung von neun bis Null zu sein.

---

[1]) Krauß, Ztschr. d. Ver. f. österr. Volksk., Bd. I (1891), S. 150.

[2]) Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 431.

[3]) Krauß, Croat.-Slav., S. 115/6.

[4]) Vukasović-Dragičević, Der Urquell, neue Folge, Hft. 1, S. 24: „Hast Du ein Augenleiden, iss 40 Tage lang nacheinander Knoblauch, und es werden Dir die Augen so stark, dass Du die Sterne am Himmel wirst zählen können.“

[5]) Kraus, Croat.-Slav., S. 116. Der Spruch wird gegen Gliederreißen (koštak) gebraucht.

Die Strava[1]) wird, wenn sie noch frisch ist, durch das sogenannte Svalievanje (Vergießen) mit Blei und frischem Wasser (čila voda, ziemlich gleich mit nenačeta) curiert. Ist sie dagegen schon älter, so müssen die Krašnice genommen werden, d. h. man muss den auf dem Boden ruhenden Kranken ausmessen, ob die Breite mit ausgespannten Armen der Länge vom Kopfe bis zu den Füßen correspondiere. Ist dies nicht der Fall, dann ist die Krankheit constatiert und wird so geheilt, dass der Patient mit Kleie bestreut und zugleich die Frage an ihn gerichtet wird, ob er lieber Kleie essen oder die Strava ertragen wolle, worauf er das erstere zu betheuern hat. Die nämliche Frage wiederholt sich, während man ihn mit Asche und schließlich mit Stroh bestreut. Hierauf wird alles von ihm mit einem Besen abgekehrt, mit letzterem zusammen klein zerschnitten, das Ganze in einem Bündel weggetragen und allenfalls an einem Kreuzwege niedergelegt, womit die Cur vollendet ist.[2])

Eine besondere Krankheit des Volksglaubens ist der Sugreb, dem man verfällt, wenn man eine Stelle betritt, die ein Hund aufgescharrt hat. Man heilt sich davon durch Abreibung mit dem Futtersacke eines Pferdes in der Dämmerung. Bei schweren Symptomen ist eine complicierte Procedur nöthig, bei der jedoch der Futtersack wieder eine große Rolle spielt.[3])

Bei Tollwuth (bijes oder pomama) zeigen sich nach der Volksanschauung in Bosnien unter der Zunge Anschwellen der Adern und weiße Bläschen, diese müssen aufgeschlitzt werden, denn in ihnen finden sich kleine Hunde oder doch Hundshaare, welche also gewissermaßen den Infectionsstoff darstellen würden.[4])

Wie hierin eine Ahnung des richtigen Zusammenhanges der Dinge zu liegen scheint, so ist die Cur, die für Gicht (kostobolja) angewandt wird, gar nicht unpraktisch: man gibt eine glühende Kanonenkugel in heißes (natürlich unangegänztes) Wasser, setzt den Kranken darüber und deckt ihn so zu, dass die aufsteigenden Dämpfe ihm eine Art Schwitzbad bereiten.[5])

Aber die Hauptsache ist und bleibt doch die Beschwörung und Zauberei.

---

[1]) Vgl. oben S. 356.

[2]) Glück, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. II, S. 405 ff., Sabit Effendi Ugljen, a. a. O., Bd. III, S. 555 ff., Lilek, ebenda, Bd. IV, S. 484.

[3]) Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 485.

[4]) Glück, ebenda, Bd. III, S. 539 ff.

[5]) Krauß, Croat.-Slav., S. 116.

Betrachtet man nun die Krankheit als etwas von außen Kommendes, so ist es nur begreiflich, wenn ebenso der Tod nicht als etwas Nothwendiges und Unausweichliches angesehen wird, vielmehr kann man das Leben durch Ankauf fremden Lebens verlängern,[1] hie und da auch durch Ausübung von Wohlthaten, nicht minder vermag man den Tod manchmal durch Geschenke zum Abzuge zu bewegen.[2]

Mehrere Volksmärchen beschäftigen sich mit solchen Fällen, auch die Sage vom Schmied von Jüterbogk findet sich in wenig veränderter Gestalt im serbocroatischen Volke wieder.[3]

Um den Tod nicht unnöthig herbeizurufen, hat man ihm wie den anderen unliebsamen Gästen aus dem Geisterreiche einige Beinamen gegeben, die man ohne Gefahr aussprechen darf. Statt smrt nennt man ihn gleich der Pest kuma (Gevatterin)[4] oder bolešćica (Krankheitsgeist), da merkt er nicht, dass von ihm die Rede ist.

Sind die Thiere im allgemeinen oft hellsehender als die Menschen, so sehen einige Thiere, während der Mensch nicht weiß, wann der Tod kommt, sein Herannahen voraus, besonders Hunde, und diese sind dem Tode ebenso furchtbar wie den Pestfrauen.[5]

Träume von Leibwäsche oder von nackten Menschen oder von Heiraten verkünden den baldigen Tod eines anderen, im letzten Falle des Träumenden selbst, sogar die Richtung des Wasserdampfes oder des Kerzenrauches oder der Feuerflamme deutet an, wo jemand in der nächsten Zeit sterben werde,[6] so recht ein Zeichen dafür, in wie engem mystischen Zusammenhange mit dem Menschen die ganze Natur bei jedem kleinsten Ereignis gedacht wird.

Ist jemand schon im Sterben, so bettet man ihn auf die bloße Erde, da der Glaube herrscht, dass er da leichter sterben könne.[7] Stirbt er schwer, so meint man, dass er eine große Sünde auf dem Gewissen habe, und die Meinung wird bestätigt, wenn er beim Hinaustragen auf den Friedhof sehr gewichtig ist.[8]

Dem Todten reißt man sofort das Hemd vom Leibe und zieht ihm schöne Gewänder an, oft den Hochzeitsanzug. Bei der Leiche

---

1) Krauß, Ztschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. I, S. 151.

2) A. a. O., S. 155.

3) Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven, Bd. II, Nr. 125 und 126.

4) smrt ist weiblichen Geschlechts.

5) Krauß, Ztschr. d. Ver. f. Volksk., Bd. I, S. 156.

6) Ebenda, Bd. II, S. 178.

7) Krauß, Croat.-Slav., S. 118.

8) Derselbe, Ztschr. d. Ver. f. Volksk., a. a. O.

wurden bis vor kurzem allgemein durch eigens bestellte Klageweiber[1]) Lieder gesungen; jetzt kommt dies stark aus der Übung, und die Verwandten übernehmen meist selbst deren Rolle.

Das Stroh, auf dem der Verstorbene gelegen, verbrennt man und öffnet, sobald er hinausbefördert ist, sämmtliche Thüren des Hauses. Ist es der Domaćin, der zu Grabe getragen wird, so bestreut man ihn mit allen Arten von Feldfrüchten, und die Frauen werfen ihm einen oder zwei Töpfe nach, indem sie dazu ausrufen: „Sva šteta za njim!" = „Jeder Schaden (möge) hinter ihm (hinausgehen)!" [2])

Noch heute wirft man dem Todten einiges Geld ins Grab nach, wie man sagt, um zu beweisen, dass die Stätte bezahlt sei,[3]) jedenfalls aber hat diese Sitte eigentlich den Sinn, dass man dem Verstorbenen eine Wegzehrung für seine Wanderung mitgeben will.

In Bosnien gibt man bei den Griechisch-Orientalischen den Kindern ihre Spielsachen und Schulbücher, Knaben Unterhosen mit Hosenband, Mädchen Spinnrocken mit Spindel oder Schmuck ins Grab, auch erhalten Todte einen Weinkrug und Geld mit,[4]) Dinge, die jene angedeutete Anschauung unzweideutig bekunden.

Auf den Gräbern werden Rosen, Wein und Epheu gepflanzt, früher tanzten neun Bursche und ebensoviele Mädchen um den frischen Todtenhügel einen verkehrten Kolo (kolo naopako).[5])

Zu Ehren des Todten müssen die Todtenmahle gefeiert werden, und diese sind wieder bei den Griechisch-Orientalischen am vollständigsten erhalten. Sie führen den Namen daće, karmine, podušja und sofre und je nach der Zeit, die seit dem Begräbnisse verflossen ist, trećina (am 3. Tag), sedmina (am 7. Tag), četrdesetina (40), polugodišnica (ein halbes Jahr) und godišnjica (ein Jahr).[6]) Die ganze Reihe wird jedoch jetzt nur mehr in Bosnien und der Hercegovina beobachtet, während man sich sonst gewöhnlich auf drei Mahlzeiten beschränkt.

Die nationale Farbe für Trauer ist weiß und wird heute noch in den Occupationsgebieten auf dem Lande überall getragen, wogegen sie freilich in den größeren Städten und deren nächster Umge-

[1]) Vgl. „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", Dalmatien, S. 172.

[2]) Krauß, Croat.-Slav., S. 119.

[3]) A. a. O., S. 120.

[4]) Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 406. Vgl. Krauß, Volksglaube, S. 149.

[5]) Krauß, Croat.-Slav., S. 120.

[6]) Lilek, a. a. O., S. 408. Nach Krauß, Volksglaube, S. 152/53, soll sich diese vollständige Folge nur bei den Muhamedanern finden.

bung dem Schwarz zu weichen beginnt, das früher allgemein im Volke als die Farbe der Freude galt. Ein Zeichen der Trauer ist es auch, wenn man die Kleider umgekehrt anzieht.

Fast allenthalben herrscht der Glaube, dass der Verstorbene noch vierzig Tage nach seinem Tode im Hause anwesend sei, daher berührt man seine Sachen nicht und schließt sie für längere Zeit ein; die Katholiken in Bosnien wieder meinen, dass der Todte, wenn ihn etwas drückt, als Vogel oder Schmetterling in das Haus geflogen komme, um es anzumelden.[1])

Das ist nun eine sehr zarte und poetische Idee, aber unter anderen Verhältnissen erscheint der Todte auch als Gespenst (utvora, sablast, prikaza), oder er wird gar ein Vampyr.

Wie mächtig dem Volke die Vorstellung vom Tode entgegentritt, ersieht man aus der außerordentlichen Wirksamkeit, die es allen Dingen zuschreibt, welche in irgendeiner näheren Verbindung mit einem Todten stehen. Legt man z. B. einem solchen einen Apfel nur für eine Nacht auf die Brust und gibt ihn dann dem Geliebten zu essen, so kann man seiner Gegenliebe unbedingt sicher sein, ebenso wenn man dem Todten einen Ring abzieht und durch ihn den Geliebten betrachtet.[2]) Pulverisierte Leichentheile, Knochen, gedörrte Körpertheile, Kerzen aus Menschenfett machen sogar unsichtbar.[3])

❦

So sind im Fluge die wichtigsten Ereignisse des Lebens, Geburt, Hochzeit, Feiertagsleben, Krankheit, Tod, an unseren Augen vorübergezogen; wohl wäre eine Reihe von Dingen, die außerhalb dieses regelmäßigen Verlaufes des Lebens stehen, zu erwähnen, Gottesurtheile und Eidhelfer,[4]) Opfer und Wahrsagekunst[5]) u. dgl. m., doch übergehe ich sie, um nur noch einen Punkt zu besprechen, der zur Charakteristik des serbocroatischen Volkes unentbehrlich ist, die künstliche, Wahl- oder Bundesverwandtschaft.[6])

---

[1]) Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 408, 415.

[2]) Krauß, Croat.-Slav., S. 122.

[3]) Krauß, Volksglaube, S. 144.

[4]) Lilek, Wiss. Mitth., Bd. II, S. 467 ff., Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI, S. 220 ff., Bogišić, Zbornik, S. 560 ff.

[5]) Bauopfer bei Krauß, Volksglaube, S. 158 f., Truhelka, Bosnien, S. 325 f.; im allgemeinen Lilek, Wiss. Mitth., Bd. IV, S. 461—477.

[6]) Hauptwerk darüber ist jetzt Ciszewski, Künstliche Verwandtschaft bei den Südslaven, Leipzig 1897.

Die Wahlverwandtschaft ist eine in verschiedenen Formen bei den meisten Völkern vorkommende Einrichtung, aber bei den europäischen Culturvölkern ist sie wie so manche andere Erbschaft der Urzeit verschwunden, während sie die Balkanhalbinsel als das „classische Gebiet der künstlichen Verwandtschaft" noch fast in voller Blüte erhalten hat,[1]) obwohl sich auch hierin in den mehr den fremden Einflüssen ausgesetzten Territorien die Zeichen des Verfalles immer stärker vor das Auge drängen.

Zu dieser künstlichen Verwandtschaft gehören die Gevatterschaft (kumstvo)[2]) und die Adoption (po- oder usinjenje);[3]) die eigenthümlichste Entwicklung zeigt sie jedoch in der Wahlbruder- und -schwesterschaft.

Das Verhältnis heißt pobratimstvo, bratimstvo, bratstvo beim Mann, beim Weib (po-)sestrimstvo; zum Wahlbruder(-schwester)anrufen nennt man bratimiti, sestrimiti, während pobratimitise die Abschließung des Bundes bezeichnet. Die Bundesgeschwister führen den Namen pobratim (Bruder) und posestrima.[4])

Es sind dabei zwei Hauptgruppen zu unterscheiden: die Bundesbruderschaft auf Lebenszeit und jene auf bestimmte Zeit, die erstere ist die weitaus wichtigere und entspricht allein dem ernsten Gedanken, der dem ganzen Verhältnisse zugrunde liegt. Sie erscheint als zufällige, freiwillig und mit Überlegung geschlossene und Nothwahlverwandtschaft.[5])

Die erste kommt z. B. zuwege durch ein gemeinsames Bad im Jordan, die letzte war eines der wichtigsten Mittel, um im Verein mit der sehr ausgebildeten Gastfreundschaft (doček) die Schrecken des steten Kriegszustandes, in dem sich das Volk durch Jahrhunderte befand, zu mildern.

Jeder Bedrängte hat das Recht, den ersten besten, der in der Nähe ist, zum Bundesbruder anzurufen (bratimiti), was dieser unbe-

---

[1]) Ciszewski, S. 23.

[2]) Es gibt verschiedene Arten von kumstvo: krsteno k. = Pathenschaft, krizmeno k. (von χρισμα), vjenčano k. = Brautführerschaft und striženo oder šišano k., nur unter den Griechisch-Orientalischen bei der Haarschur. Vgl. Krauß, Sitte und Brauch, S. 606 ff. Solche Gevatterschaft wird so heilig gehalten, dass sie sogar ein Ehehindernis bildet.

[3]) Krauß, a. a. O., S. 591 ff.

[4]) Der Vater des Wahlbruders heißt poočim, die Mutter polumajka (Halbvater, Halbmutter). „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", Dalmatien, S. 140, Bosnien, S. 348.

[5]) Nach Ciszewski; vgl. Krauß, Sitte und Brauch, S. 619 ff., spec. 632. Über die Wahlverwandtschaft durch einen Traum vgl. Truhelka, Bosnien, S. 348.

dingt annehmen muss, ja der Schwächere kann sich vor dem Stärkeren dadurch schützen, dass er letzteren selbst bei Gott und dem heiligen Johann anfleht, ihn als Bundesbruder anzuerkennen.

Hierbei ist besonders hervorzuheben, dass die Möglichkeit, einen ähnlichen Bund zu schließen, durch keine irgendwie gearteten Schranken eingeengt ist, nicht einmal der sonst allmächtige Religionsunterschied vermochte hier eine solche aufzurichten: Christen und Muhamedaner können miteinander ohneweiters eine Wahlverwandtschaft eingehen.[1])

Wird dagegen der Bund freiwillig und mit Überlegung aus gegenseitiger Freundschaft gestiftet, oder etwa um einen bis dahin zwei Familien trennenden Streit endgiltig zu schlichten,[2]) so geschieht es unter einer großen Feierlichkeit mit vielen Ceremonien und einem darauf folgenden Festschmaus. Seit mehreren Jahrhunderten wurden solche Freundschaftsbündnisse unter kirchlicher Assistenz geschlossen, was jetzt in Abnahme geräth. Die Kirche suchte eben diesen von ihr vorgefundenen Brauch mit seinen heidnischen Grundlagen dadurch unschädlich zu machen, dass sie ihn in christliches Gewand hüllte.

Die älteste Form der Verbrüderung ist wohl die der Blutmischung,[3]) welche darin besteht, dass die beiden Wahlbrüder sich den Arm ritzen, ein paar Tropfen Blut in einen Becher Wein fließen lassen und ihn dann zusammen austrinken. Dazu kam später die erwähnte kirchliche Einsegnung des Bundes, wofür eigene Gebete in den Missalen des 16. und 17. Jahrhunderts vorhanden sind.[4])

Ist einmal die Wahlverwandtschaft constituiert, so ist sie so heilig und unverletzlich wie die natürliche, ja sie wird fast noch höher geachtet.

Die Bundesbrüder(-schwestern) sind gegenseitig zu unbedingter Hilfe in allen Lagen verpflichtet; es ist äußerst selten, dass sie in ernstliche Streitigkeiten untereinander verwickelt werden, und ein Unrecht wider den Bundesbruder wird als die ärgste überhaupt denkbare Schlechtigkeit betrachtet.[5])

Sind die Wahlgeschwister verschiedenen Geschlechtes, so ist ein Ehebündnis zwischen ihnen nach der ursprünglichen Ansicht ebenso un-

---

[1]) Ciszewski, S. 26—28.

[2]) Namentlich wenn es gilt, Blutrache zu verhindern.

[3]) Ciszewski, S. 60 ff.

[4]) Die Beschreibung einer solchen feierlichen Verbrüderung nach Lago, Memorie sulla Dalmatia 1870, Bd. II, S. 30—41, bei Ciszewski, S. 62—64.

[5]) Krauß, Sitte und Brauch, S. 634.

möglich wie zwischen Bruder und Schwester. Heute kommt dergleichen wohl vor, wird aber selbst in den mehr von fremdem Einfluss berührten Gebieten noch immer als unschön empfunden. Wie rein dieses Verhältnis gedacht wurde, ist aus der Art zu ersehen, in welcher das Auftauchen geschlechtlicher Neigung zur Wahlschwester im Volksliede beurtheilt wird. Der freche Bursche, der zu seiner Wahlschwester nur zu sagen wagt, wie herrlich ihr Antlitz sei, wird sofort vom Blitz erschlagen, und das Mädchen schmäht wüthend:

So erschlage Gott doch jeden Helden,
Welcher seine Bundesschwester liebet! [1])

So ist die Wahlverwandtschaft in der Ausbildung, wie sie sich hier findet, einer der schönsten und idealsten Züge im Leben des serbocroatischen Volkes, daher auch in der Volksdichtung außerordentlich viel als poetisches Motiv benützt und ein kostbares Vermächtnis der Urzeit, welches freilich mit der fortschreitenden Stabilisierung der Verhältnisse, mit der immer festeren Begründung einer friedlichen bürgerlichen Ordnung die Voraussetzungen verliert, auf denen es aufgebaut ist, sohin gleich zahlreichen anderen nationalen Eigenthümlichkeiten in nicht allzu fernen Tagen dem Verfalle entgegengehen dürfte.

Über die Wahlverwandtschaft für bestimmte Zeit liegen nicht viele Zeugnisse vor, auch ist sie, wie es scheint, ohne größere Bedeutung.

Am zweiten Montag nach Ostern, der im Banat die Bezeichnung pobušeni ponedjeonik [2]) führt, was Krauß mit „Montag der Rasenerneuerung“ verdeutscht, [3]) weil da der Rasen auf den Gräbern erneuert wird, versammeln sich die jungen Leute an irgendeinem Orte, manchmal auf dem Friedhof selbst: man flicht Kränze aus drei Weidenruthen, küsst einander durch diese hindurch, beschenkt sich mit bemalten Eiern und setzt sich gegenseitig den Kranz auf. Dabei schwören je zwei oder mehrere, sich während des nächsten Jahres als Wahlgeschwister zu betrachten, was man bei Männern pobratim, bei Frauen druga (Freundin) nennt. Von letzterem Worte kommt dann der Name, den die ganze Feierlichkeit trägt: družičalo, nur im Banat heißt sie so wie der Tag, an dem sie stattfindet. Der Bund kann nach einem Jahre verlängert oder gelöst werden.

---

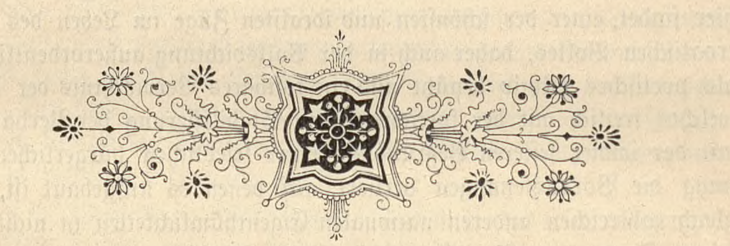
[1]) Karadžić, Narodne pjesme, Bd. I, Nr. 116. Vgl. auch Letopis matice srpske, Bd. CXXXVI, S. 19, das Gedicht von Smiljana und Jovo.

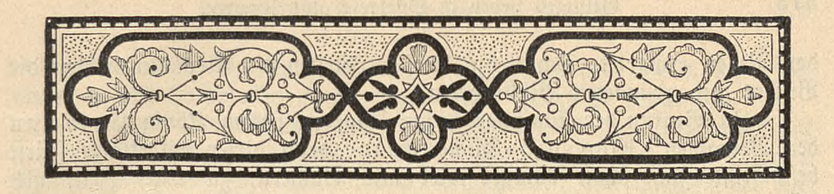
[2]) Karadžić, Srpski rječnik s. v. družičalo.

[3]) Krauß, Sitte und Brauch, S. 631.

Aus neuester Zeit ist derselbe Gebrauch für die Croaten im Murwinkel bezeugt, wo solche Wahlverwandtschaft, hier bratinstvo, respective sestrinje genannt, am „weißen Sonntag" geschlossen wird, wobei man gelobt, einander von nun an zu „ihrzen" (poštuvati),[1] was jedenfalls schon eine stark abgeblasste und verderbte Nachbildung der ursprünglichen Sitte darstellt.

[1]) Gönczi, Ethnol. Mitth. aus Ungarn, Bd. IV, S. 172.





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Die Bibliotheken in Ungarn und im Ausland.

So oft ich Gelegenheit hatte, in irgendeiner Großstadt des Auslandes zu verweilen, sah und besuchte ich glänzende, riesige Bibliotheken der mächtigen Nationen. Ob nun dieselben in großen Städten in Palästen, in kleineren Städten in Häusern und in Dörfern in den unscheinbarsten Häuschen untergebracht sein mögen — überall dienen sie einem und demselben edlen Zwecke: allen, ob sie jung oder alt, reich oder arm seien, Gelegenheit zu bieten, das Werkzeug der Cultur, das Buch, frei und ungehindert gebrauchen zu können.

So oft ich dieses kräftige, von Entwicklung strotzende Bibliothekswesen beobachten konnte, welches immer noch der weiteren Entwicklung und dem höchsten Fortschritte zusteuert, fühlte ich — offen gestanden — jedesmal einige Bitterkeit. Es kam mir die liebe Heimat, das traute Vaterland in den Sinn. Ungarn besitzt noch nicht so viele glänzende Paläste, um darin Bücher unterbringen, ja es mangelt sogar an Häusern, um jeder Stadt, jedem Dorfe solch eine Schatzkammer der Gemeinbildung, des allgemeinen Wissens zugänglich machen zu können, damit jedermann mit vollen Händen aus den Schätzen derselben zu schöpfen und das Land sich nach und nach das reiche Gemeingut der Wissenschaft ganz anzueignen vermöge, das nie kleiner, immer nur größer wird; darf doch jede öffentliche Bibliothek mit Recht einem Getreidespeicher verglichen werden, dessen reine, gesunde Körner, in die Furchen der nationalen Cultur eingesät, aus dem urkräftigen ungarischen Boden zu üppiger Ernte sich entfalten müssen.

Trotz dem vorher Gesagten empfand ich jedoch weder Scham noch Kleinmuth. Das erstere aus dem Grunde nicht, weil keineswegs die Nation Schuld daran trägt, nicht über eine genügende Anzahl von Bibliotheken zu verfügen, die auf dem erforderlichen hohen Niveau stehen. Wie könnte auch eine Nation daran Schuld tragen, die doch jederzeit förmlich nach der Cultur dürstete, gleichwie der dürre Erdboden sehnsüchtig

den Regen erwartet. Schon die ältesten Fürsten der Arpáden liebten die Bücher und gründeten Bibliotheken.

Zu Beginn der Königsgeschichte Ungarns bekam König Coloman den Beinamen „Könyves" (Bücherfreund), denn dieser aufgeklärte Fürst beschäftigte sich schon damals viel mit Büchern, zu einer Zeit, als Könige und Fürsten sich noch herzlich wenig um Bücher kümmerten.

Auch König Matthias Hunyady dürfen wir nicht umgehen, der zu einer Zeit, als die meisten der heutigen Riesenbibliotheken gar nicht existierten, bereits im Besitze der weltberühmten öffentlichen Bibliothek war. Ich war daher stets vom freudigsten Stolze erregt, wenn ich — leider nicht in der Heimat — hie und da, zerstreut, in den größeren Städten Europas irgendeine glänzende „Corvina" zur Hand bekam in ihrem eigenartig schönen, künstlerischen Einbande, mit ihren sauber ausgeführten Bildern, deren Colorit trotz der dahinschwindenden Jahrhunderte nichts an Lebhaftigkeit einbüßt. Geradeso wie das Angedenken des glorreichen, gerechten Königs immerdar fortlebt im Herzen des dankbaren Volkes. Die ganze Welt kannte und bewunderte diese ungarische Bibliothek; die bedeutendsten Künstler des Auslandes überboten sich in ihrem Wetteifer, für die Bibliothek zu arbeiten, und die namhaftesten Gelehrten Europas kamen in der Ofener Königsburg zusammen, wo nicht nur dem Heldenmuthe und den militärischen Tugenden, sondern auch der Wissenschaft Ehre und Ruhm zutheil wurden. Der mächtige Herrscher genoss seine Mußestunden in Gesellschaft von Gelehrten in seiner Bibliothek, dort pflegte er auszuruhen, lernend in seinen Lieblingsbüchern.

Unter Matthias war es, dass Ungarn seine Thore der Buchdruckerei erschloss, nur ihr war es damals gestattet, in diesem Lande Eroberungen zu machen, der Waffe nicht.

Nicht allein Könige, Magnaten, Edelleute, sondern auch das Volk liebte, las und kaufte Bücher, je mehr sich die Buchdruckerei verbreitete. Viele sammelten Bücher für die „scholae". Es gab eine hinreichende Anzahl von Bibliotheken in Ungarn, es erwies sich schon zu Zeiten des Königs Matthias, dass man hierzulande die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Bibliotheken und in ihnen einen der wesentlichsten Factoren der Civilisation, der culturellen Entwicklung erkannte.

Leider hatte jedoch die ungarische Nation eine andere geschichtliche Mission zu vollziehen.

Das Schicksal gestattete unter der Regierung einzelner weiser Könige bloß einige Momente der Muße, und diese Momente wurden von der Nation ausgenützt, um für weitere große Aufgaben, zur Erfüllung ihres eigentlichen Berufes Kräfte zu sammeln. Es ist doch allgemein bekannt, dass Ungarn allen Anstürmen der östlichen Völker als Schutzwehr entgegentreten musste, damit während dieser Kämpfe andere Nationen des Westens sich entwickeln konnten, und damit die Civilisation nicht abermals von jenen barbarischen Strömungen verschlungen werde, deren Rachen sie kaum noch entflohen war. Und hier liegt die Ursache, warum die ungarische Nation für ihr eigenes Vater-

land so viel Blut vergießen musste, und weshalb über Gebot der Vorsehung gerade sie berufen wurde, dort ihren Staat zu begründen.

Den lebenden Schutzwällen, den Streitkräften der Nation gelang es zwar, der See standzuhalten, die rauschenden Wellen des Meeres ergossen sich indes über das Land der Schützenden und nahmen des gut Ungarischen, der Menschen und Schätze genug mit sich. So wurde auch die wundervolle Bibliothek des glorreichen Königs ein Opfer der Kämpfe, welche noch nahezu zwei Jahrhunderte hindurch die Verbreitung der Bücher, der Wissenschaft in diesem Lande erschwerten.

Und ungeachtet jener Mühsal glückte es der Buchdruckerei, hie und da feste Wurzel zu fassen oder wenigstens — weiter zu wandern. Bücher gab es also trotzdem, ja es fanden sich sogar einzelne, die sie sammelten! Klöster, Schulen, Private. Der Krieg scheint endlos; immer und immer wieder strömt die Heeresmacht des Türkenreiches in das Land und überflutet mit ihren Wogen die parteizerklüftete Nation. Und dennoch liefern die Buchdruckereien von Brassó (Kronstadt), Kolozsvár (Klausenburg), Sárospatak, Löcse (Leutschau), Debreczen Tausende von Büchern. Wenn sie keinen Absatz gehabt hätten, für wen hätten sie gedruckt? Noch erstaunlicher ist es jedoch, dass in dieser kriegerischen Epoche die ungarische wissenschaftliche Literatur entstehen konnte. Der junge Gelehrte Apáczai eilt heim, dem Rufe jener Macht, die uns mit unsichtbaren Fäden an das Vaterland bindet, Folge leistend, um, das erstemal in ungarischer Sprache, die Wissenschaft zu verkünden.

Er muss, noch Jüngling, seine ungarische wissenschaftliche „Encyklopädie“ schreiben, muss in die Heimat zurückkehren, um, missverstanden, verfolgt zu werden und so als Märtyrer das Senfkörnlein der ungarischen Wissenschaft zu pflanzen. Dasselbe Schicksal hatte Nikolaus Kis von Tótfalu (Tótfalusi Kis Miklós), der als weltberühmter Buchdrucker dem Winke der Vorsehung gehorchte, um ebenso wie Apáczai nach der Heimat zu eilen und die Buchdruckerei in Ungarn zu verbreiten. Auch er hat viel zu leiden, trotzdem entstehen in seiner Druckerei die schönsten, prächtigsten Exemplare der Buchdruckerkunst. Es gab also Bücher und Bibliotheken in genügender Anzahl. Kann es aber wundernehmen, wenn man während der fortwährenden Kriege und Kämpfe, die das ganze Land, so das „schatzreiche“ Kolozsvár, verdarben und arm machten — während der unzähligen Brandlegungen, Erpressungen und Plünderungen nicht dazu kam, eine bedeutendere Menge von Büchern aufzusammeln? Wie viele Bibliotheken mögen wohl von den Türken, Tartaren ꝛc. geplündert und verbrannt worden sein?

Es ist ein Wunder, dass überhaupt so viele übriggeblieben sind, als wir eben besitzen. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts machte sich die Hefe des Feindes ein Vergnügen daraus, eine Bibliothek (zu Nagyenyed) in Brand zu stecken, die Bücher in den Straßenschmutz zu werfen und dann einzelne Folianten als Fußsteig im Kothe zu benützen. Ja während des deutsch-französischen Krieges fiel auch die Straßburger Bibliothek dem Feuer einiger dummer Bomben zum Opfer. Damals nahm

die ganze civilisierte Welt, natürlich unser Vaterland nicht ausgeschlossen, mit Gaben, d. h. Büchern theil an der Wiederherstellung der Bibliothek. Und die siegreiche deutsche Nation entschädigte die Eroberten für das zugrunde gerichtete, baufällige Gebäude der Bibliothek mit einem wahren Kleinod, dem mit verschwenderischer Pracht aufgebauten neuen Bibliothekspalaste. Wir haben von der Vorsehung unseren Schadenersatz bekommen.

Noch war der Tag der Nation nicht angebrochen, ja es dämmerte kaum, als auf national-culturellem Gebiete neuerdings eine lebhafte Bewegung sich geltend machte. So wurde bereits im Jahre 1859 der „Siebenbürgische Musealverein" (Erdélyi Muzeum Egylet) gegründet, welcher alsbald eine Bibliothek und zwar eine öffentliche aufstellte. Abermals sorgte die Vorsehung für den nöthigen leitenden Geist und sandte wie der Literaturgeschichte einen Franz von Toldy so an die Spitze dieser Bibliothek einen Mann wie Karl von Szabó. Ihm gelang es, innerhalb eines einzigen kurzen Menschenalters die ungarische Bibliographie ins Leben zu rufen und ihrer Entwicklung ungeahnten Aufschwung zu geben. Szabó bereist die Bibliotheken des Landes, erforscht einen großen Theil ihrer alten Bücherinventare, beschreibt sie, und siehe da, wir kommen zur freudigen Erkenntnis, dass auch uns eine ganze Bibliothek der wertvollsten altungarischen Werke zur Verfügung steht! Nach und nach verschwindet der Staub von den Büchergestellen unserer Bibliotheken, nachdem man zur Einsicht durchgedrungen war, dass dort Schätze aufbewahrt werden.

Zur Zeit der ehemaligen vielen Kriege hieß es immer nur, die Bücher hüten, wohl versperren. Die heutigen Umstände erfordern das Gegentheil: die Bibliotheken müssen geöffnet, dem Publicum zugänglich gemacht werden, man muss die Bücher verabfolgen, sie sind da, um gelesen zu werden. Wir haben angedeutet, dass Ungarn keinen Grund hat, sich der vorläufig geringen Anzahl seiner Bibliotheken zu schämen; noch weniger haben wir Ursache, den Muth zu verlieren, denn der Bücherausweis des Jahres 1885 bezeugt, dass auch Ungarn Bibliotheken und Bücher in schöner Auswahl besitzt. Damals war die annähernde Anzahl der öffentlichen und Privatbibliotheken 2270 mit 7,328.128 Bänden, darunter 129 große Bibliotheken. Leider waren von den Bibliotheken nur vierzehn für das Publicum vollkommen benützbar, und diese Zahl vermehrte sich seither unbeträchtlich. Bei uns werden eben noch die meisten Bibliotheken unter Schloss und Riegel bewahrt!

Eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Bibliothekswissenschaft besteht darin, den vorhandenen Bücherschatz zweckmäßig unterzubringen und zu ordnen, damit derselbe der Öffentlichkeit zugänglich werde.

Die Bibliotheken sollen in solchen Gebäuden untergebracht werden, die als praktische und angenehme Stätten des allgemeinen Bildungswesens betrachtet werden können. Die moderne Bibliothekswissenschaft hat uns zudem darüber zu belehren, welches so recht eigentlich der Beruf und die Pflicht einer Bibliothek sei, auf welche Art sie diesen nachkommen, wie sie eingerichtet, organisiert und administriert werden solle. Das Publicum ist aufzuklären bezüglich seiner Anrechte; denn das Buch

ist ja doch nicht Eigenthum der Bibliothek, sondern bildet ein Gemeingut. Die Bibliothek behütet und schützt die Bücher im Interesse des öffentlichen Gebrauches, aber bloß deshalb, damit dieselben umso längere Zeit hindurch und umso mehr Wissbegierigen zur Verfügung gestellt werden können. Natürlich stehen dem Pflichten auch seitens des Publicums gegenüber, jedoch nur fürs Publicum selbst, und zwar bestehen sie in der Schonung der Bücher und in der Ehrung des Rechtes der gegenseitigen und allgemeinen Benützung. Ich halte es ferner für eine der Aufgaben der Bibliothekswissenschaft, auf die Geschichte einzelner berühmter Bibliotheken aufmerksam zu machen, um das Publicum anzueifern, das Interesse an der Sache zu fördern, Beispiel zu geben. Haben doch die bedeutendsten, berühmtesten Bibliotheken als kleinwinzige Anfänger ihre Carrière begonnen! Allerdings hat die Staatsgewalt so manche Bibliothek bereichert, aber bis auf den heutigen Tag sind jene Bibliotheken in der Überzahl, die ihre Blüte und ihren Aufschwung der liebevollen Unterstützung der Bürger und der opferfrohen Förderung der Gesellschaft zu vindicieren haben. Bei uns begann diese Arbeit vor einigen Jahren von neuem und zwar auf socialer Grundlage seitens der „Landescommission für Museen und Bibliotheken" (Muzeumok és Könyvtárak Országos Bizottsága) unter dem Präsidium des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Coloman von Széll. Heute verdankt die Commission dem Unterrichtsminister Julius von Wlassics bereits eine gediegene, für die Dauer gestaltete Organisation und einen weiten Wirkungskreis, ja sogar Mittel zu ihrer Arbeit. Obgleich noch nicht alle diese Bibliotheken der Öffentlichkeit zugänglich sind, so haben wir trotzdem keinen Grund zu verzagen, sobald es uns gelingt, allgemach der ungarischen Nation das Bewusstsein einzuprägen, dass das Bibliothekswesen nur durch ihre Pflege und Liebe der Entwicklung und der Blüte zusteuern kann.

Eben darum ist es nöthig, die Bibliographie als Fachwissenschaft jetzt schon in Ungarn zu fördern. Die Fachmänner dieser Wissenschaft pflanzen das Reis derselben in die Praxis über. Man muss aber zugleich dafür sorgen, dass die alten Stämme unserer Bibliotheken mit einigen edlen Zweigen der ausländischen Baumschulen gepfropft werden. Dann werden sie edle Früchte tragen und sollen es auch!

Jene ausgedehntere Studienreise, die ich über Auftrag und mit Unterstützung des ungarischen Unterrichtsministers Julius von Wlassics vor zwei Jahren zu unternehmen die Ehre hatte, war von dem Zweck begleitet, einige solche Pfropfreiser nach der Heimat mitzubringen. Auch gelegentlich meiner früheren ausländischen Reisen besuchte und studierte ich die Bibliotheken. Anlässlich der letzten Reise hatte ich jedoch das Glück, mit Hilfe des Empfehlungsschreibens des Herrn Ministers überdies das innere Leben und Treiben der namhaftesten Bibliotheken Europas kennen zu lernen.

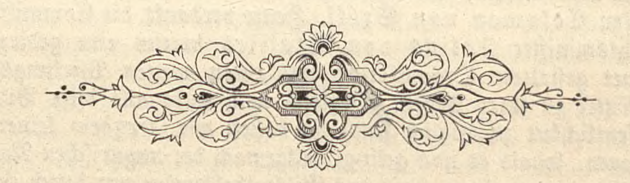
Mir war demnach die Möglichkeit geboten, jene Riesenarbeit zu studieren, welche die Bibliographie als Fachwissenschaft zu liefern hat, abgesehen von der administrativen Thätigkeit im Inneren der Bibliotheken. So z. B. studierte ich jene internationale Verbindung, die

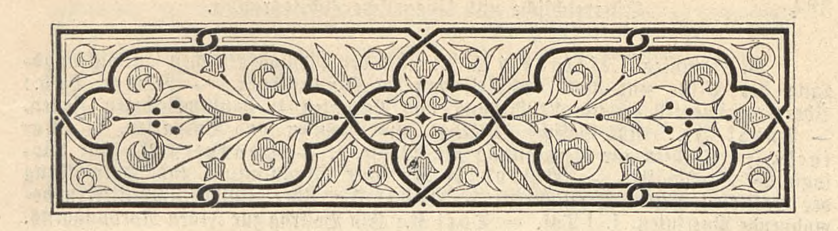
im Brüsseler Heim des „Institut International de Bibliographie" auf Grundlage der allgemeinen amerikanischen Methode von Dewey-Melvill Riesenkataloge der Nationalliteraturen anfertigt und zusammenstellen läſst. Internationale Congresse verhandeln über die seitens der bibliographischen Fachwissenschaft zur Verarbeitung vorgelegten Themata, und es wäre meiner Wenigkeit recht lieb, wenn man in den Kreis dieser Fragen ehethunlichst die Regelung des nationalen Bücherleihens auf dem Wege allgemeiner, internationaler Vereinbarungen aufnehmen würde.

Jeder civilisierte Staat Europas soll doch Gelegenheit haben, aus den Bibliotheken eines anderen Staates Bücher mit Sicherheit und kostenfrei zu entlehnen.

Klausenburg (Kolozsvár).

Dr. Wolfgang Gyalui,
Bibliothekscustos an der königl. ungar. Franz Josefs-Universität.





Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Sitzungsberichte der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Classe für Philosophie, Geschichte und Philologie. Jahrgang 1900. Prag 1901. Antl Th.: Verzeichnis der Zinsen von der Stadt Laun und den zugehörigen Dörfern in den Jahren 1450 bis 1451 (Čechisch). — Doer A. v.: Genealogische Daten über einige böhmische Exulanten in Sachsen aus dem 17. Jahrhundert. — Kolář Josef: Über den Accent der russischen Zeitwörter (Čechisch). — Kouba F. M.: Beschwerdeschrift der böhmischen Stände im Jahre 1611 (Čechisch). — Ludwig A.: Die Euphorboseepisode Ilias P. 1 bis 119. Über die Verbalflexion der Dravidasprachen. Remorsurus petor oder Ludwig versus Oldenberg. Zwei classische Texte über den Mazdaeismus. Das Perfectum periphrasticum des Sanskrit. Der Grundgedanke des Mahâbhârata. — Mohl Dr. F. G.: Beiträge zum romanischen Wörterbuche. Über das Vulgärlatein im römischen Gallien (Französisch). — Pastrnek Fr.: Über eine croatisch-glagolitische Handschrift in Siena (Čechisch). — Podlaha Dr. A.: Über eine vom P. Caspar Dirig S. J. im Jahre 1679 im Riesengebirge vorgenommene Bekehrungsmission (Čechisch). — Salaba Dr. J.: Correspondenz des Brüderpriesters Matthias Cyrus mit Wenzel Březan und dem Herrn Peter Wok von Rosenberg 1603 bis 1610 (Čechisch). — Schulz W.: Über zwei Chroniken des Jesuiten-Collegiums in Leitmeritz aus den Jahren 1629 bis 1662 (Čechisch). — Strand J.: Über die Nationalität im Pilsner Kreise nach dem Register aus dem Jahre 1600 (Čechisch). — Šimák Dr. J.: Chotieschauer Nachrichten über den Bauernaufstand im Jahre 1680.

Sitzungsberichte der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Jahrgang 1900. Mit 15 Tafeln und 76 Textfiguren. Prag 1901. I. Zoologie. F. Vejdovský: Über einige Süßwasseramphipoden. II. Zur Frage der Augenrudimente von Niphargus. I Taf. — Mrázek A.: Über das Vorkommen einer Süßwassernemertine (Stichostemma graecense) in Böhmen, mit Bemerkungen über die Biologie des Süßwassers. — Rádl Em.: J. Ev. Purkynĕs histologische Arbeiten (Čechisch). — Studnička F. K.: Beiträge zur Kenntnis der Ganglienzellen. — Vejdovský F.: Morphologie der Antennen- und Schalendrüse (Čechisch). — Appelt V.: Über das Nervensystem der Phalangiinen (Čechisch). — Janda Victor: Beitrag zur Kenntnis der Gattung Aeolosoma (Čechisch). — Matiegka H.: Über Varietäten und Anomalien des harten menschlichen Gaumens (Čechisch). — Mrázek A.: Über die Spermatheken von Rhynchelmis. I Taf.

II. Botanica. Čelakovský L. J.: Über den phyllogenetischen Entwicklungsgang der Blüte und über den Ursprung der Blumenkrone. — Němec Boh.: Über experimentell erzielte Neubildung von Vacuolen in hautumkleideten Zellen. — Bubák Fr.: Mykologische Beiträge aus Bosnien und Bulgarien. — Palacký J.: Studien zur Verbreitung der Moose. I. — Hansgirg A.: Zur Biologie der Laubblätter. — Vejdovský F.: Über Organisation und Entwicklung der Bakterien. Mit 3 Textfiguren. — Bubák F.: Über einige Umbelliferen bewohnende Puccinien. I. I Taf. — Tocl K.: Ein Beitrag zur Flora Nordungarns. — Palacký J.: Studien zur Verbreitung der Moose. II.

III. Geologie. Petrographie. Mineralogie. Kratochvil Jos.: Über einige Massivgesteine aus der Umgebung von Neu-Knin (Čechisch). — Zahálka V.: Über Diluvialkarren in Böhmen. I Taf. (Čechisch.) — Mácha B.: Über Ganggesteine von Záběḱlic und Diabas von Hodkovičky (Čechisch). — Zahálka V.: Stratigraphische Bedeutung des Sphärosiderites der IX. Zonenschichte in der Kreideformation des Egergebietes (Čechisch). — Fischer J.: Die Grenze des Granites und der Charakter der benachbarten Gesteine an der Moldau oberhalb der Stromschnellen bei St. Johann (Čechisch). — Katzer F.: Über die Grenze zwischen Cambrium und Silur in Mittelböhmen. Mit 2 Textfiguren. — Schröckenstein F.: Die Basalteruption bei Kladno am Vinařicer Berge. II Taf. — Barvíř J.: Über einige Cerussit-Krystalle von Mies.

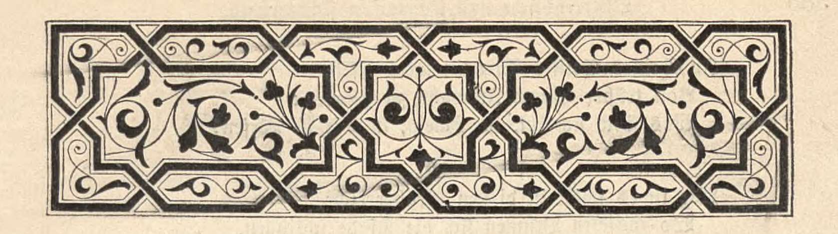
IV. Chemie. Schulz F.: Über die hydrolytische Spaltung des Solanins (Čechisch). — Hanuš J.: Quantitative Bestimmung einiger Aldehyde mittelst Hydrazin (Čechisch). — Šebor J.: Über Kohlenhydrate des Caraghenmooses (Čechisch). — Votoček E.: Über Rhodeose, eine Methylpentose aus Convolvulin (Čechisch). — Hanuš J.: Bestimmung des Vanillins neben dem Piperonale (Čechisch).

V. Mathematik. Pelišek Mil.: Über einige Verallgemeinerungen einer Beziehung, angewandt von Hamilton und Mannheim. — Studnička F. J.: Über eine Analogie der Euler'schen Zahlen. — Rogel F.: Entwicklungen einiger zahlentheoretischer Functionen in unendlichen Reihen. — Sobotka J.: Zur rechnerischen Behandlung der Axonometrie. I Taf.

VI. Meteorologie. Augustin F.: Die Temperaturverhältnisse der Sudetenländer. II, III Taf.

Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Krakau. 1900. November. Krakau 1900. Sitzungen vom 12., 19. und 27. November 1900. — Résumés: 48. T. Browicz. Haben die intercellulären Gallengänge eigene Wandungen? 49. K. Żorawski. Über gewisse Änderungsgeschwindigkeiten von Linienelementen bei der Bewegung eines continuierlichen materiellen Systems. (Erste Mittheilung.) 50. L. Marchlewski und J. Buraczewski. Studien über Isatin.





Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Friedhofsonette.

Salzburg.

Von Adolf Bekk.

Epheu umrankt die morsche Kirchhofmauer,
Von Kreuz zu Kreuz die wilde Rose klettert,
Der Falter kost, und hoch die Lerche schmettert —
Sie wissen nichts von Schuld und Grab und Trauer.
Der Mensch nur fühlt den Tod und seine Schauer,
Und wo die Rose schmerzlos sich entblättert,
Sieht er die Leichen starren, eng umbrettert,
Und die Verwesungsmächte auf der Lauer.
Woher die Elegie der Menschenseele,
An allem Irdischen dies Ungenügen,
Wenn nicht in uns ein Ew'ges sich hehle?
Und Recht und Pflicht woher, wenn wir nicht trügen
In uns das Maß der Tugenden und Fehle?
Und dieser Gott in uns, er kann nicht lügen!

❦

Misstrau' dem Glück, das Dir die Sinne reichen!
Misstrau' der Welt, dem bunten Fabelbuch!
Vergänglichkeit ist doch ihr letzter Spruch,
Ein grinsend Todtenhaupt ihr letztes Zeichen.
Wo sind sie hin, die einst so Göttergleichen?
Der Himmel selbst — ein fahles Leichentuch,
Der Erde Hauch — nur ekler Grabgeruch
Und Herr — der Tod mit seinen Henkerstreichen.
„Wozu dies Ringen, dies Titanenstreben
Nach einer Handvoll Staub? Wozu dies Leben?"
So fragst Du schaudernd. Wer soll Antwort geben?

In Deines Geistes Sternen lerne lesen,
Von trüber Sinne Irrwahn zu genesen:
Was Dich umgibt, ist Schein, in Dir ist Wesen!

❦

Wie ist es schön in diesem Gräberreiche,
Wo zwischen Blumen sich die Pfade schlingen,
Cypressen dunkeln, Silberwellen springen
Und Marmorbilder schimmern durch die Zweige!
Und denkt Euch nun das Licht der Nacht, das bleiche,
Ergossen auf Cypressen und Syringen,
Der Blätter Säuseln und des Springquells Klingen
Und hier am Kreuzesstamm die Gottesleiche:
Das Haupt geneigt, die Arme segnend offen,
Es ist, als höbe sich im Strahlenkreise
Dies heil'ge Haupt mit seinem Dornenreise —
„Kommt zu mir her, die Euch die Welt getroffen,"
So haucht es da von seinen Lippen leise,
„Bei mir ist Friede, Trost, bei mir ist Hoffen!"

❦

Und ob Ihr wandelt unter Rosenhecken,
Ob unter Kränzen, die auf Gräbern bleichen,
Wo Ihr auch seid, Ihr wandelt über Leichen,
Ein weiter Friedhof sind der Erde Strecken —
Ein Riesenschlachtfeld, das Gefallne decken,
Durch deren Reih'n die schwarzen Engel schleichen
In stetem Kampf mit jenen hilfereichen,
Den lichten Engeln, die vom Tode wecken.
O, glaubt daran, es ist ein ew'ges Leben,
Und Höll' und Himmel sind nicht Märchenworte:
Was Ihr da Tod nennt, ist des Lebens Pforte!
Gerechtigkeit, sie herrscht an jenem Orte,
Und mag der Schuld'ge vor der Sühne beben,
Es winkt Erfüllung jedem hohen Streben.

❦

Wenn Ihr ein theures Auge seht ermatten,
Ein warmes Leben starr in Todesfrösten,
Was mag in solchem herben Weh Euch trösten,
Wenn nicht sein Bild, den sie gekreuzigt hatten?
Ein Abend war's. Es lag die Welt im Schatten,
Als die Getreuen ihn vom Kreuze lösten,
Der Erde Niedrigsten, der Himmel Größten,
Den heil'gen Leib im Grabe zu bestatten.
Und als im Dämmerlicht, im morgenrothen,
Die Frauen wandelten, am Grab zu weinen,
Da fanden leer sie Grab und Grabesleinen.

Doch jenem Licht entschwebten Himmelsboten,
Die neigten sich und sprachen zu den Reinen:
„Was sucht Ihr den Lebend'gen bei den Todten?"

„Er ist nicht hier, er ist vom Tod erstanden
Trotz Dorn und Geißel, Ketten, Kreuz und Lanze,
Er gieng hervor in seiner Gottheit Glanze,
Statt seiner liegt der Hölle Fürst in Banden."
Und Osterjubel klingt in allen Landen,
Es freu'n die Engel sich im Sternenkranze,
Es freuen Steine sich und Thier und Pflanze,
Selbst durch die Hölle geht ein frohes Ahnden.
Der Schöpfung zweites Wunder ist geschehen,
Sein Banner schwingt des Todes Überwinder,
Und Kreuz und Dorn sind seine Siegstrophäen.
Dem Leide Hohn! Vergebung jedem Sünder!
Und all Ihr werdet, der Erlösung Kinder,
Dereinst gleich ihm vom Tode auferstehen!

Im Anfang war der Geist, der schrankenlose,
Der Urgedanke, dessen Sein und Walten
Ein ewig Schaffen ist und Neugestalten,
Der Strom der Welten quillt aus seinem Schoße.
Im Sternenwirbel wie im kleinsten Moose
Siehst Du Gesetz und Schönheit sich entfalten,
Du siehst im Keime schon die Frucht enthalten
Und Stern und Stäubchen folgend gleichem Stoße.
Des Menschen Weisheit ist ein schwankend Meinen
Und gleicht dem Zerrbild auf getrübtem Teich,
Doch weiß er eins: er ist dem Geiste gleich.
Was ist, das kann in Vielheit nur erscheinen,
Im Vielen nur zur Harmonie sich einen —
Das Reich des Geistes ist ein Geisterreich.



Des Vaters Schuld.

Aus dem Slovenischen des Janko Kersnik übersetzt von A. Funtek.

Laibach. (Schluss.)

Ihr Gespräch bewegte sich nun in der Bahn, welche gewöhnlich die Unterhaltung gebildeter junger Leute einschlägt, sobald sie sich der subjectiven Eindrücke entäußern; die Gegenstände ihrer Studien, insbesondere Literatur und Geschichte, wirbelten durcheinander.

„Beschäftigen Sie sich noch mit der Lectüre slovenischer Werke?“ fragte Kačon.

„Wo? Wie? Kommt mir doch kein slovenisches Buch mehr in die Hände! Ich besitze nur ein einziges.“

„Und dieses wäre?“

„Prešérens Gedichte.“

„Ach! Sie haben das Buch? Das ist prächtig!“

Sie wusste nicht, beziehe sich letzterer Ausruf auf Prešéren oder auf ihren Besitz seines Buches.

„Wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen noch einige Schriftsteller — Levstik und Jenko; des letzteren Gedichte sind soeben erschienen.“

„Ich bitte Sie darum!“

„Und dann sagen Sie mir auch Ihr Urtheil darüber?“

„Hat es Wert für Sie?“ meinte sie kokett.

„Jawohl, es gilt mir viel, Fräulein Helene!“ versicherte Janez so ernst, dass ihr wieder die Röthe in die Wangen stieg.

„Ach, warten Sie — ich bin eine strenge Richterin!“ versetzte sie hastig, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Aber — hier stehen wir schon am Ende unseres Weges, hier wohnt meine Freundin.“

Sie reichte ihm die Hand, er dagegen fand kein anderes Wort zum Abschiede als:

„Und — über eine Woche, Fräulein Helene?“

„Über eine Woche?“

„Darf ich Sie da wieder begleiten?“

„Warten Sie einmal, Herr Kačon! Wenn Sie in die Messe gehen wollen! Ich will Sie wieder an Frömmigkeit gewöhnen!“

Sie trennten sich mit fröhlichem Lachen. Janez spazierte noch einige Stunden im Stadtparke umher und kam dann nach Hause, wo er zu seiner großen Zufriedenheit Freund Mato nicht mehr antraf. Eifrig durchsuchte er alle slovenischen Bücher, die in seiner kleinen Bibliothek vorhanden waren.

„Über eine Woche! Über eine Woche!“ Diese Worte bildeten fortan den ständigen Abschiedsgruß der jungen Bekannten. Wie das erstemal begleitete Janez jeden Sonn- und Feiertag Helene zu St. Rochus und wieder zurück in die Stadt zur Wohnung ihrer Freundin. Sonstige Zusammenkünfte hatten sie nicht, und obzwar das Mädchen immer mehr die leidenschaftliche Liebe fühlte, welche von Woche zu Woche heftiger im Herzen des Jünglings emporloderte, obwohl er sah, dass sie ihm mit immer steigender Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit begegnete, so fiel doch von Liebe zwischen ihnen beiden lange, lange Zeit keine Silbe. Sie drückten sich die Hände beim Zusammenkommen und zum Abschiede, freundlich, lieb und inniger, als es der gesellschaftliche Brauch erfordert, aber das war auch alles.

Diese Liebe lenkte Kačon nicht von seinen Studien ab, im Gegentheile. Mit der größten Selbstverleugnung vertiefte er sich in seine Bücher und durfte am Schlusse des Sommersemesters sicher sein, im Herbste seine Prüfungen abzulegen. In der Ferienzeit beabsichtigte er

nicht abzureisen, weder nach Hause — was hätte er jetzt dort zu suchen! — noch mit der Familie, in der er unterrichtete, und die sich auf Sommerfrische begab. Helene jedoch hatte mit der Familie Meier an den Wörthersee abzugehen.

Es war Ende Juli, als sich Janez und Helene zum letzten sonntäglichen Stelldichein einfanden; im Laufe der nächsten Woche sollte sie abreisen. Heute hatte sie keine Lust, ihre Freundin aufzusuchen; sie spazierten im Stadtparke und setzten sich endlich auf eine Bank im Schatten des jungen, dicht gepflanzten und üppig wachsenden Jasmins.

„Ich bleibe in Wien!“ wiederholte Kačon — er hatte diesen Entschluss schon öfters angekündigt — und darauf meinte er zum erstenmale:

„Im Herbsttermine lege ich meine Prüfungen ab, und erst nachher werde ich den Weg hinunter in meine Heimat nehmen.“

„Wie glücklich Sie sind!“ äußerte Helene wie damals, als sie von ihrem Stande gesprochen hatten.

„Wollen Sie mit mir?“ rief er und trat vor sie, ihr beide Hände bietend. „Helene, gehen Sie mit mir? Dass ich Sie liebe — aus meiner ganzen Seele — wissen Sie längst — was hätte ich Ihnen sonst zu sagen? Wollen Sie die Meine werden?“

Helene wusste wohl, dass diese Frage einmal kommen müsse, trotzdem war sie überrascht und zwar hauptsächlich von der leidenschaftlichen Erregung, die sich auf Kačons Gesichte spiegelte. Sie reichte ihm die Hände und zog ihn sanft zu sich hernieder.

„Ja, ich will!“ hauchte sie erglühend.

Zwei junge Stutzer tänzelten an ihnen vorüber und musterten sie mit zudringlichen Blicken.

„Gehen wir!“ mahnte Helene und erhob sich. Janez schritt hinter ihr wie ein Träumender. Unterwegs aber lenkte er das Gespräch auf seine Pläne, sich um eine Stelle an einem heimatlichen Gymnasium zu bewerben; wie prächtig wäre es doch, wollte ihnen das Schicksal ein Plätzchen im Vaterlande zuweisen! Auch Helene erschien in ihren Antworten erregt und träumerisch.

Als sie bei Helenens Behausung anlangten, begab er sich, seiner bisherigen Gepflogenheit entgegen, mit ihr ins Vorhaus.

„Darf ich mit jemand darüber sprechen?“ fragte er, ihre Hand drückend. Sie befanden sich allein im Vorhause, und die Einsamkeit lieh ihm Muth, näher zu treten.

„Nein, nein — noch nicht!“ wehrte sie ab, ihm ihre Hand entziehend.

„Helene! Einen Kuss —!“ bat Janez.

„Nein, nein — noch nicht!“ entgegnete sie hastig, ohne zu wissen, beantworte sie letztere Frage, oder wiederhole sie ihre frühere Erwiderung.

Auch er drang nicht weiter in sie; beide hatten plötzlich das Gefühl, als stände etwas Unüberwindliches zwischen ihnen.

„Dies ist der Anfang! Wo ist erst die Verwirklichung unserer Absichten?“ sprach sie zu sich selbst.

Ein Kuss hier im Vorhause — auf der Straße — nein, nein — es entweihte unsere Liebe! fuhr es ihm durch den Kopf.

„Über eine Woche!" wollte er sagen; da erinnerte er sich, dass sie dann nicht mehr hier sein werde.

„Ich schreibe Ihnen, Helene! Ihnen — Dir, Dir, wenn Du erlaubst!"

Auf der Stiege hörte man Schritte.

„Und ich werde sofort antworten!" flüsterte sie im Hinaufeilen.

❦

Auf Kačons Hof senkte sich der Herbst.

Der Hof war nicht mehr in jener Verfassung wie einst, als jeder Bestandtheil Zeugnis von dem Wohlstande auf dieser Besitzung gab. In der Harpe, die nur noch drei Ständer wies, steckte ein kleiner Vorrath von Klee sammt einigen Garben Lein, auf der sandigen Lehne weideten fünf Schafe, und Mutter Jerica, die jetzige Jera Kačon, schleppte vom Hügel trockene Kieferäste, die sie zerhackte, in Bündel zusammensteckte und unter den Dachvorsprung hinthat, um zur Winterszeit damit feuern zu können. Am Eingange in den Keller befand sich ein Haufe Erdäpfel, die auf einem kleinen Raume aufgeschüttet da lagen, als hätten sie Angst vor dem weiten Raume unter dem Hause, den sie doch nicht anzufüllen vermochten. An der Wand unter der Dachung hiengen einige Maiskolben, drei blutrothe unter den übrigen goldgelben; über die Rinne hinweg ragten zerschlissene Büschel faulen Strohes, das auf dem Dachstuhle ausgedient hatte. Vor dem offenen leeren Stalle hüpften ein paar Sperlinge, während auf dem Holzblocke neben dem Stalle ein alter borstiger Kater sein Fell beleckte. Er achtete nicht einmal der Sperlinge, als hätte auch ihn jene Lässigkeit ergriffen, die aus jedem rissigen Balken, aus jedem Steine dieser Besitzung hervorgähnte.

Auf dem bewachsenen Fahrwege, wo einst der alte Kačon seine gemästeten Ochsen getrieben, knarrte ein Handwagen, von einer struppigen Kuh gezogen. Daneben schritt ein großgewachsener, im Rücken gebeugter, knochiger Mann; auf dem Wagen lag ein langer Bergkorb, angefüllt mit weißen, sehr kleinen Rüben.

Es war der jetzige Kačon, der seine Herbstfrüchte nach Hause führte. Er war den Jahren nach noch nicht alt, aber Gestalt und Gesicht ließen ihn beträchtlich älter erscheinen.

Die Harpe besaß keine Schaube mehr, worunter der Bauer die Rüben hatte aufschichten können; dieselben sollten also unter dem Stallvorsprunge, wo sich nur allzu viel Raum befand, beschnitten werden. Hierher lenkte denn auch Kačon seinen Wagen und rief nach Jera, damit sie ihm beim Ausleeren des Korbes behilflich sei.

„Sie sind heuer klein, sehr klein gerathen!" Dies waren die einzigen Worte der Bäuerin; der Alte aber trieb schweigend seine Kuh in den Stall.

Jera schob einen Holzklotz zurecht, um sich darauf zu setzen, und machte sich an die Rüben, indem sie die Knollen auf einen Haufen

neben die Erdäpfel, die Blätter auf die entgegengesetzte Seite warf. Vor Jahren war dem nicht so; damals half sie nur aus und ertheilte ihre Weisungen, und die Mägde thaten die Hauptarbeit; jetzt war sie auf sich selbst angewiesen. Ihre Gedanken schweiften zurück in die vergangenen Zeiten und ins verschwundene Glück, doch beschäftigte sie sich nicht gar lange damit.

„Gott hat es so gewollt!" meinte sie in ihrem ergebenen Fatalismus und warf eine Rübe nach der anderen auf den Haufen vor dem Stalle.

Hinter der Ecke knirschte der Sand unter herankommenden Schritten, und vor die Mutter trat Janez, der Student.

Das Messer entglitt ihren Händen, und fast konnte sie sich von ihrem Sitze nicht erheben.

„Janez — Janez!" Dies war alles, was sie zu reden vermochte, und dann umfieng sie ihn mit beiden Händen, linkisch, hart, dafür so herzlich, wie es nur eine Mutter kann.

Der junge Kačon entwand sich langsam und sanft der mütterlichen Umarmung.

„Wo ist der Vater?" fragte er, weniger aus Sehnsucht, ihn sofort wiederzusehen als um seine Rührung über den Ausbruch der mütterlichen Liebe zu verbergen.

„Ach, wie bist Du groß geworden! Aber — Janez — Du musst Dir den Bart abnehmen lassen! Um wie viel wärst Du dann schöner!" So sprach sie in Eile, ohne die gestellte Frage zu beantworten.

Janez lächelte und strich sich mit den Fingern seiner Linken durch den jugendlichen Schnurrbart.

Nun kam der Vater aus dem Stalle.

„Janez ist hier!" rief Mutter Jera, ohne ihr Auge vom Gesichte des Sohnes abzuwenden.

Kačon blieb einen Augenblick überrascht stehen, dann wischte er seine Hände an der Leinenhose ab und trat langsam näher.

„Nun, hast Du doch wieder den Weg nach Hause gefunden?" sagte er scheinbar leichthin mit leisem Vorwurfe, aber aus seinen Worten klang geheime Freude, welche Mutter und Sohn sehr wohl verstanden und fühlten.

„Geh ins Haus, damit Du ausruhest!" meinte der Vater und schritt voran.

Im Zimmer, im Winkel zwischen den Fenstern, gegenüber dem großen Ofen stand noch immer der alte weiße Ahorntisch, und um ihn herum liefen die langen unbequemen Bänke; an der Wand prangten in Holzrahmen die auf Glas gemalten Heiligenbilder, und im Winkel hieng das Crucifix — alles noch an der nämlichen Stelle wie vor zwanzig und mehr Jahren, nur verstaubt, beschmutzt, angeraucht.

Janez kannte bereits diese Gegenstände und hatte auch in der Einrichtung keine Veränderung erwartet. Gleichmüthig stellte er den mitgebrachten Handkoffer auf die Ofenbank und setzte sich an den Tisch.

Die Mutter fuhr mit der Schürze einigemale über die Tischplatte hin, worauf sie für eine Weile aus dem Zimmer verschwand. Der alte

Kačon zog Pfeife und Tabaksbeutel hervor und stopfte sich seinen Nasenwärmer.

„Wartet einmal, Vater!“ meinte der Sohn, indem er sich erhob, um den Koffer zu öffnen.

„Was hast Du denn darin?“ fragte der Alte mit zufriedenem Lächeln.

Der Student brachte ein kleines Päckchen zum Vorschein, das er vor den Vater legte.

„Einige Cigarren für Euch,“ äußerte er heiter, „jene — langen sind's!“

Das Gesicht des Alten klärte sich noch mehr auf.

„Schau', schau'!“ sagte er darauf — ein anderes Wort fiel ihm just nicht ein — und schon steckte er Pfeife und Beutel in die Tasche, um dem Päckchen eine Cigarre zu entnehmen.

„Janez! Janez! Vater!“ rief die Mutter an der Thür, die sie bloß halb geöffnet hatte.

Kačon trat ins Vorhaus und drückte die Thüre hinter sich zu.

„Wo ist denn die Flasche mit dem Wacholderbrantwein, den ich da hinten im Kasten aufbewahrt habe?“ fragte Jera. „Ich muss ihm einen Schluck reichen.“

„Ja, ja,“ antwortete Kačon hastig, „da hinten muss sie sein!“

Er griff in den Kasten.

„Die Flasche steht darin, aber den Brantwein hast Du ausgetrunken!“ zürnte die Mutter halblaut und schob den Mann, der die leere Flasche in der Hand hielt, von sich. „Geh, geh, Du könntest ihm nicht einmal ein Stück trockenes Brot geben!“

„Will hinauf gehen — nach Koreno — zu Volk! Der hat noch einigen Wacholderbrantwein!“

„Nicht nöthig! Geh in die Stube!“ gebot sie, und Kačon versuchte keine Widerrede.

Im Zimmer angekommen, setzte er sich wieder an den Tischrand und zündete gut gelaunt seine Cigarre an.

„Nun, wie steht's mit Dir? Bekommst Du bald eine kaiserliche Anstellung, oder hast Du sie schon?“ fragte er durch die dichten Rauchwolken hin, die er über den Tisch blies.

„Dermals noch nicht, aber lange wird's nicht mehr dauern!“ entgegnete der Sohn, während er im Koffer umherstöberte.

Jetzt erschien die Mutter und brachte einen Laib Schwarzbrot und auf einem kleinen Holzteller ein Häuflein schöner Äpfel.

„Heuer gab's einige auf dem alten Baume hinter dem Stalle,“ sprach sie zum Sohne und legte ein Messer vor denselben; dann eilte sie wieder hinaus, und Vater und Sohn hörten ihre Tritte auf dem Dachboden.

„Wohin ist die Mutter geeilt?“ fragte der Student, sich ein Stücklein Brot abschneidend.

Im Kopfe Kačons erstand eine freudige Ahnung.

„Je nun, sie wird wohl irgendetwas droben verwahrt haben!“ sagte er und hustete, als hätte er sich plötzlich seiner trockenen Kehle erinnert.

„Wo wirst Du denn angestellt werden? Wohin schicken sie Dich?" fragte er hierauf, obgleich er im stillen nachsann, wo Jera ihr Getränk versteckt habe, das sie in jedem Augenblicke bringen musste; denn nach anderen Dingen konnte sie, aus ihren früheren Worten zu schließen, oben auf dem Dachboden doch nicht stöbern.

„Dies weiß ich noch nicht! Vielleicht nach Laibach, vielleicht nach Görz. In Kürze muss es sich entscheiden."

Der Alte bekam neuerdings einen Hustenreiz und fragte wieder: „Und wie viel wirst Du verdienen? Wird's der Mühe wert sein?"

„Ich weiß nicht, weiß auch das nicht," lachte der Sohn; „einige Hunderte jährlich, zum Leben just genug."

„Einige Hunderte? Nun, und ersparen wirst Du wohl auch einiges? Wozu hättest Du denn sonst studiert? Wozu haben wir Dich in die Schule geschickt?"

Um die Lippen des Sohnes zuckte einen Moment lang ein verächtliches Lächeln; unwillkürlich erinnerte er sich der zweifelhaften Verdienste seines Vaters um seine Ausbildung. Aber sein Auge schweifte durch die beschmutzte Stube über den rissigen Ofen, und sieh, dort oben lag ein Haufe Lumpen und zersplissener Decken, und es däuchte ihn, als stecke ein menschlicher Körper darin. Ja, dort hockte die Großmutter Barba, und sie erzählte ihm von der alten Urgroßmutter, die gerade an jener Stelle und viele Jahre vor ihr gekauert, und beide hatten, jede zu ihrer Zeit, Tag und Nacht, jahraus jahrein, solange ihnen der Platz hinter dem Ofengeländer zugewiesen war, aus weißem Stroh Flechten gewunden um zwei, drei Kreuzer täglich; und diese Großmutter Barba hatte ihn, den Knaben, den jugendlichen Studenten, auch immer zum Lernen angeeifert, auf dass er es zu etwas bringe, etwas verdiene, erspare, auf dass er dereinst helfe seinen Angehörigen, Eltern und insbesondere — dem Hofe, worauf er geboren!

Diese Gedanken schwirrten blitzartig durch den Kopf des jungen Mannes.

„Den alten Grund und Boden werden wir freilich nicht mehr zurückkaufen können!" sagte er nach kurzer Pause unter dem Eindrucke schneller Erwägung.

Kačon hatte, den Augen seines Sohnes folgend, hinüber in den Ofenwinkel, auf den Haufen schmutziger Lumpen geblickt, und auch ihm hatte es geschienen, als hocke oben ein lebendes Wesen; aber er dachte nicht an Mutter Barba, nein, die alte, knochige neunzigjährige Großmutter erstand vor seinem Geiste, und bei der Antwort des Sohnes: „Den Grund und Boden werden wir freilich nicht mehr zurückkaufen können!" erklang noch etwas anderes in seinen Ohren, jenes strenge, gebietende Wort: „Geh — geh — rühr' mich nicht an!" womit sie ihn einst von sich gewiesen, als er ihr vom Ofen zu helfen beabsichtigt hatte.

Ein Zittern durchlief seinen Körper, und er wollte etwas sagen, wusste indes selbst nicht was. Da trat die Mutter in die Stube und brachte eine Flasche Wacholderbrantwein nebst einem Gläschen herein, worauf sie beides vor den Sohn stellte.

„Du bist müde und durstig, Janez!“ meinte sie besorgt.

„Aber dies hier löscht doch keinen Durst!“ warf der Sohn lächelnd ein.

„Oh, er ist gut, sehr gut! Koste ihn doch!“ drängte der Vater und füllte das Gläschen.

„Ich möchte lieber vorher ein Glas Wasser,“ sagte Janez, und die Mutter war schon draußen, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Inzwischen leerte Kačon ein volles Glas Brantwein, und als er es neuerdings füllte, redete er dem Sohne zu: „Nur zu, trink doch, der fördert die Gesundheit! Solch echtes Getränk bekommst Du nicht überall.“

Da die Mutter zurückkehrte, bot der Sohn auch ihr ein in Papier gewickeltes Geschenk.

„J, was ist's denn?“ rief sie erfreut und ganz roth im faltigen Gesichte und rollte das Papier auseinander. Ein schillernd buntes Kopftuch, wie es im Gebirge so beliebt ist, breitete sich vor ihren Augen aus.

„Ach Janez! So etwas hast Du mir mitgebracht! Es muss wohl theuer, sehr theuer sein!“

„Nicht so sehr, wie Ihr meint!“ lachte der Sohn.

„Gleich sonntags gehe ich damit in die Kirche!“ versicherte die Mutter, indem sie den neuen Schatz sorgsam in die im Zimmer stehende Truhe sperrte.

Darauf saßen alle drei beisammen im lebhaften Gespräche bis in die späte Nacht. Zum Nachtmahle kochte die Mutter das Beste, was sie erschwang: Sterz mit Milch, und dem Sohne schmeckte das Essen wie einstens, als er noch als Knabe das Vieh von der Weide getrieben. Frohsinn durchwallte ihn bei der Erkenntnis, dass sich die Eltern seiner wirklich freuten. Es störte ihn nicht, dass der Vater ohne Unterlass dem Brantweine zusprach; sogar Mutter Jera bemerkte es nicht. Sie unterhielten sich über alles, was sich ihnen eben darbot, zumeist darüber, wie es draußen in der Welt aussehe, und Janez musste jedes gehörig auseinandersetzen; dazwischen verflochten sich Begebenheiten aus der heimischen Gegend.

Der alte Kačon war schon einigermaßen berauscht und schlug vergeblich Funken, um den nassen Stummel seiner Cigarre anzuzünden; plötzlich kam ihm ein neuer Gedanke.

„Und — heiraten wirst Du doch bald, Janez — gut heiraten? Dies wäre!“ meinte er langsam, denn die Worte flossen nicht recht von der bereits lallenden Zunge.

„Wer weiß es? Vielleicht geschieht's auch!“ lächelte der Sohn, und das feine Ohr der Mutter merkte gar wohl die stille Seligkeit, die aus diesen Worten herausklang.

„Ist's wahr, Janez?“ fragte sie freudig erregt.

„Nur Geduld! Morgen sage ich mehr! Aber mit der Heirat hat's noch keine Eile; ich bin ja jung, zu jung; trotzdem werden wir darüber sprechen!“

„Ist sie reich?“ lallte der Vater.

„Lass ihn doch!“ wehrte die Mutter zürnend ab.

Der Sohn sah den Vater ernst an und versetzte:

„Sie ist nicht reich!"

Der Alte warf einen außerordentlich überraschten Blick auf ihn, erwiderte indes kein Wort. Die Mutter schob die Brosamen seitwärts auf ein Häuflein zusammen und ermahnte ihren Mann nochmals:

„Lass ihn in Ruhe! Er sagt's doch, wenn's an der Zeit sein wird."

Und damit war der Gegenstand abgethan.

In später Nacht giengen sie zur Ruhe. Der Vater, den der Brantwein übermannt hatte, wankte langsam in den Stall, während die Mutter dem Sohne in der Stube ein Bett bereitete, sogut sie es eben vermochte. Der ermüdete junge Mann verfiel alsbald in einen tiefen Schlaf, die Mutter aber wachte noch lange, lange im anstoßenden Gemache. Auf dem abgelegenen, mit einem groben Leintuche überzogenen Strohlager kauernd, ließ sie die derben Holzkugeln ihres Rosenkranzes durch die dürren Finger gleiten.

Sie konnte nicht die gewohnten Gebete sprechen, sondern seufzte nur aus innerster Seele:

„Heilige Mutter Gottes, beschütze ihn, lass ihm das ganze Glück dieser Welt zukommen!"

Zeitweise rollte eine dicke Thräne herab auf ihre knochigen Finger, im Herzen dagegen fühlte sie sich glücklich, unsagbar glücklich!

❦

„Hoi, hoi! Janez Kačon! Wie kommst denn Du hierher?" So rief der junge Kaplan im Empfangszimmer des Kraxener Pfarrhofes, indem er seinem Freunde die Hand drückte.

Es war am zweiten Tage nach Janez' Ankunft; er hatte sich schon früh vormittags vom Hause entfernt, ein dringendes Geschäft im Pfarrhofe vorschützend. Die beiden Alten hatten nicht mehr gefragt; der Vater begab sich auf den Acker, um die letzten Rüben heimzuführen, die Mutter aber blickte dem Sohne nach, bis er im Thale hinter dem steilen Rande verschwand.

Im Pfarrhofe waltete derzeit Kaplan Peter, Janez' einstiger guter Freund, und er war es, der mit solch aufrichtiger Freude den Ankömmling begrüßt hatte. Er war zwar etwas älter als Kačon, doch der frühere vieljährige Verkehr hatte den Altersunterschied ausgeglichen.

„Heute bleibst Du hier bei mir!" sprudelte Peter. „Magst einmal meinen Wein kosten, und etwas anderes habe ich vielleicht auch, damit Du nicht etwa sagen könnest, wir seien gerade die allerletzten in der Welt!"

„Habe ich noch niemals behauptet!" betheuerte Kačon lächelnd.

„Ach, freilich nicht, was den Wein anbelangt! Sonst hingegen sind wir für Euch die letzten — wir Kuttenträger — wir Finsterlinge — Euch Erleuchteten!" scherzte der Kaplan munter gelaunt.

„Gib Dich zufrieden! Nur her damit, was Du hast! Aber halt, zuerst wollen wir das Ding abthun, das mich hierher gebracht!"

„Mein Gott, ich wusste ja kein Wort von Deinem hiesigen Aufenthalte, erst im Dorfe erfuhr ich die Neuigkeit! Was hast Du denn eigentlich so Wichtiges? Du wirst doch nicht etwa heiraten wollen?" rief Herr Peter fröhlich.

„Errathen!"

„Ei — dass Dich! Ist's wahr?" staunte jener. „Da müssen wir uns denn doch gleich setzen."

Kačon legte nun dem Geistlichen die Gründe seines Besuches dar. Seine Professursprüfungen hatte er bestanden und erwartete täglich die Berufung an ein Gymnasium in der Heimat. Hier wollte er das erste Jahr allein verbringen, um dann zu heiraten, und ebendiese Heirat oder vielmehr die Familienverhältnisse seiner Braut hatten ihn zur Heimkehr bewogen, sonst wäre er vielleicht gar nicht gekommen. Sie selbst wisse über ihre Familie nicht viel; sie sei von ihrer Tante, die sie später auch an Kindesstatt angenommen, erzogen worden; sie wisse nur aus einigen Bemerkungen der Tante, dass sie hier in der Kraxener Pfarre geboren und von ihrer Mutter noch als kleines Kind mitgeführt worden sei, als sich letztere in der Welt einen Dienst gesucht. Die Mutter sei vor langer Zeit gestorben, die Verwandten seien wahrscheinlich gleichfalls todt; einen Taufschein habe sie nie besessen, sondern bloß die Bescheinigung, dass sie von der Tante adoptiert worden. Den Familiennamen habe sie nicht geändert, da die Tante denselben Namen getragen.

„Ach, warte, wir finden es schnell heraus!" rief der Kaplan, indem er an einen großen Kasten trat, um die Matriken hervorzuholen. „Wie heißt sie — mit dem Zunamen?"

„Helene Logar."

„Logar — Logar — warte — dieser Name ist hier nicht gebräuchlich, aber ich bin noch zu kurze Zeit hier angestellt, um alle Leute oder alle Familien zu kennen."

Unterdessen blätterte er im Register, während Janez träumerisch vor sich blickte, als sähe er in neblichter Ferne das liebliche Gesichtchen seiner Helene.

„Halt — hier ist's!" rief der Geistliche. „Logar in Zabukovje und noch ein Logar in Lisičje oder Koreno; zwei Familien; kennst Du den Hausnamen?"

„Nein, Helene war er nicht bekannt."

„Hier stehen Logar — Zabukovščak und Logar — vulgo Lukec. — Sehen wir im Hauptbuche nach!"

Nun näherte sich auch Janez ihm und blickte einigermaßen erregt auf die umfangreichen Blätter, welche der Geistliche umwandte.

„Hier ist Logar — Zabukovščak sammt seiner Familie, aber — Helene, sagst Du? Helene steht nirgends darunter. Sehen wir einmal nach jenem in Lisičje! Hier! Logar — vulgo Lukec, Käuschler in Lisičje bei Koreno — todt; sein Weib Polona — todt; die Tochter Helene — gestorben vor zweiundzwanzig Jahren im Laibacher Spitale; aber hier Helene — die uneheliche Tochter der früheren — lebt noch; wie alt ist denn Deine Braut?"

„Vierundzwanzig Jahre — glaube ich!“ versetzte Janez.

„Stimmt! Die ist's! Eine zweite gibt's nicht in der Kraxener Pfarre!“

„Die ist's — sicherlich!“ bekräftigte Janez. „Sie erzählte, ihre Mutter habe auch Helene geheißen. Aber dass sie ein natürliches Kind ist, weiß sie wahrscheinlich selbst nicht; vielleicht hat sie nur eine dunkle Ahnung davon.“

„Und was ist sie jetzt, wenn man fragen darf?“

„Gouvernante in Wien! Ach, wenn Du sie kenntest, Peter!“

„Schade!“ lachte der Geistliche gutmüthig scherzend. „Doch vielleicht sehe ich sie einmal als — Deine Frau.“

Er wollte die Matrik zuklappen.

„Halt! Stell' mir den Taufschein aus!“ bat Janez. „Etwas muss ich denn doch vom Hause mitbringen!“

Der Kaplan entsprach seinem Wunsche, und während er das Document ausfertigte, schritt Janez in einiger Aufregung im Zimmer auf und ab.

Der Geistliche blickte auf.

„Höre, Janez!“ meinte er plötzlich mit wahrhaft jugendlichem Leichtsinne. „Die Colonne, wo der Name des Vaters zu stehen hätte, muss nothwendigerweise unausgefüllt bleiben! Ich denke, Du solltest mit dem Taufscheine bis zum Aufgebote warten. Die Braut könnte von jenem Umstande unangenehm berührt werden.“

„Geh doch! Sie ist vielzu verständig! Sie hat gleich mir keine Vorurtheile! Wer wollte nach dem Vater forschen — wer kennt seinen Stand und Aufenthalt!“

Nach diesen Worten durchmaß er neuerdings das Zimmer, dann rief er hastig:

„Je nun, wenn Du glaubst — halt ein, und lass es für diesmal! Es hat noch keine Eile — und fragt sie mich danach, so will ich es ihr mündlich mittheilen. Ich kann ja zuhause einiges über die Angelegenheit erfahren. Lukec' Helene, sagst Du, nicht wahr — Lukec' Helene? Sonderbar, ich habe auch zuhause nie diesen Namen gehört! Und selbst jene Hütte steht nicht mehr ober Koreno!“

„Alles ändert sich,“ meinte der Geistliche, „und zwar so schnell, dass man sich der Veränderungen kaum bewusst wird.“

Inzwischen schloss er das Buch in den Kasten, und die Freunde begannen ein anderes Gespräch.

Das Mittagessen beim Pfarradministrator war, obwohl nicht gerade glänzend, immerhin besser als jenes, womit Mutter Kačon ihren Sohn erwartete; auch der Wein des Kaplans war gut und sicherlich besser als der, den die Mutter, ganz außer Athem, vormittags aus der Schenke in Kompolje geholt und wofür sie fast die letzten Kreuzer aus der geheimen Lade ihrer Truhe geopfert hatte.

Die Sonne senkte sich bereits, als die beiden Alten zur Überzeugung gelangten, dass sich der Sohn nicht zum gemeinschaftlichen Mahle einfinden werde. Mutter Jera that die Maß Wein sammt dem

gekochten Schinken unter Schloss und Riegel; der Alte aber gab sich schweigend mit den anderen Speisen zufrieden, deren noch immerhin mehr als zur Kirchweih vorhanden waren.

Die letzten Strahlen der Novembersonne schlichen an den steilen Hängen des Kompoljeberges dahin, als der junge Kačon gemächlich auf dem sandigen Pfade bergaufwärts nach Hause schritt. Von der fernen Laibacher Ebene wehte ein warmer, unangenehmer und feuchter, anhaltendes Regenwetter verkündender Südwind; vor sich her trieb er eine dichte dunkelgraue Wolkenschichte, deren Schatten sich mit doppelter Schnelle über Hügel, Hänge und Ebenen, näher und näher kommend, lagerten. Wo hielt die Wolke? Dort hinten, senkrecht über dem Mannsburger Felde, ihr Schatten war jedoch schon hier und glitt und eilte über den soeben noch in den rothen Strahlen der untergehenden Sonne funkelnden Hain.

Janez blieb stehen und betrachtete, am Rande der letzten Biegung weilend, die Scene. Auch auf ihn wirkte die Veränderung in der Natur. Er, der vorher unter dem Eindrucke der in Freundesgesellschaft wohlig verbrachten Stunden so frisch und fröhlich dahingewandelt, fühlte nun plötzlich eine beengende Schwere auf dem Herzen, auf der Brust; die dunkle Wolke, die näher und näher kam, verursachte ihm eine unbekannte quälende Ahnung; er lüftete den Hut, öffnete seinen Rock und sprach tief athmend vor sich:

„Dieser Wind, dieser unangenehme Südwind!"

Langsam schritt er weiter und erblickte schon den zerrissenen Giebel des väterlichen Hauses und gleich darauf die Mutter, welche, auf der Schwelle stehend, offenbar seiner Heimkehr harrte. Dies gab ihm wieder die frühere gute Laune und beschleunigte seinen Schritt.

Mutter, Mutter! Auch Helene wird sie lieben — die ihrige kannte sie nicht, aber sie musste ja ganz so sein! Solche Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, als er die Mutter begrüßte.

„Warum sagtet Ihr mir nicht, dass Ihr einen neuen Kaplan habt?" fragte er, seine späte Rückkehr entschuldigend. „Ich musste bei ihm bleiben."

„Du warst im Pfarrhof, beim Kaplan?" rief Mutter Kačon, und man merkte es ihr an, dass dieser Umstand jedwedes, selbst das ärgste Versäumnis zu rechtfertigen geeignet war. „Bist Du denn mit Herrn Peter bekannt?"

Janez musste ihr die Erlebnisse des heutigen Tages mittheilen, und inzwischen stellte die Mutter alles, was zum Mittagmahle bestimmt war, und was sie sorgsam für den Sohn aufgehoben hatte, auf den Tisch.

Nach dem Abendessen saßen sie im lebhaften Gespräche um den Tisch, und der alte Kačon sog höchlich zufrieden wieder an seiner Cigarre.

Wie lange der Sohn noch daheim bliebe, hatte bisher niemand gefragt: weder die Mutter, da sie diese Frage scheute — sie hätte ja Janez am liebsten zuhause behalten, wenn sie ihm mit irgendetwas

hätte aufwarten können — noch der Vater, da er sah und fühlte, dass die Tage des Besuches seines Sohnes auch ihm etwas Festliches brachten. Beide fürchteten das Wort, das er demnächst doch aussprechen würde: „Nun muss ich fort von hier!"

Der künftige Professor war an dem Abende manchmal in Gedanken vertieft; gerne hätte er ein Gespräch über den Gegenstand, der ihm infolge der eingezogenen Erkundigungen im Pfarrhofe heute ganz besonders am Herzen lag, angeregt, wusste indessen nicht, wie anzufangen.

Der Vater kam ihm zufällig mit seiner beliebten Bemerkung entgegen:

„Und heiraten musst Du, Janez, gut heiraten!"

„Warum nicht?" lächelte der Sohn. „Ich deutete bereits gestern abends etwas dergleichen an."

„Ist sie schön — vornehm?" fragte die Mutter, die, an der Ecke sitzend, eine breite Strohflechte verfertigte.

„Vornehm ja — jetzt! Aber aus vornehmer Familie stammt sie wahrscheinlich nicht! Nun gut, dass Ihr mich daran erinnert! Vielleicht wisst Ihr beide etwas mehr über sie und namentlich über ihre Mutter?" forschte der junge Mann lächelnd.

„Wir?" riefen beide neugierig und fast überrascht.

Die Mutter hielt im Flechten inne, und der Vater nahm seine Cigarre aus dem Munde.

„Ja, ja — wisst Ihr etwas über Lukec, über eine gewisse Lukec Lenka?"

In der Stube entstand ein Schweigen, als wären alle versteinert; nur der alte struppige Kater schnurrte auf dem warmen Ofen. Diese Stille dauerte einige Secunden, so dass man desto lauter das Heulen und Pfeifen des Südwindes um die Hausecken vernahm. Der Mutter fielen die Hände sammt der Flechte auf den Tisch, und sie starrte harten und fahlen Gesichtes wie eine Marmorstatue auf ihren Mann; etwas Unerhörtes, Gräsliches drängte ihr zu Gehirne, und der Blick, den sie auf Kačon heftete, war nicht vorwurfsvoll, nein, verzweifelt und bloß bittend, inständig um Rettung, Hilfe flehend.

Kačon aber legte die Faust, in welcher zwischen den Fingern die lange, kaum angezündete Cigarre bebte, mit einem Ruck auf die Tischplatte, reckte sich zurück fast bis an die Wand, und aus seinem aschgrauen Antlitz flammte das starr auf den Sohn gerichtete Auge empor.

„Lukec' Lenka, sagst Du?" versetzte er nach einer Pause matt und heiser.

Der Sohn bemerkte nicht die unverhoffte gewaltige Veränderung, welche infolge seine Frage vorgegangen; er wusste selbst nicht, in welcher Weise er den Eltern schöner und entsprechender sein Vorhaben auseinandersetzen könnte, und daher spielte er höchst verlegen mit den Brosamen und wiederholte, ohne aufzublicken:

„Hier irgendwo stand einst Lukec' Hütte, vielleicht oben zwischen Lisičje und Koreno, und eine gewisse Lenka war dort zuhause —

Lukec Lenka, die vor zweiundzwanzig Jahren in Laibach im Spitale gestorben — deshalb erinnere ich mich an nichts — und diese hatte eine Tochter — eine uneheliche Tochter — sie heißt auch Lenčika — und diese Tochter ist jetzt Lehrerin — ist ein Fräulein — in Wien — und dieses Mädchen —"

„Wa—a—as?" lallte Kačon, die Mutter aber faltete ihre Hände über der krampfhaft wogenden Brust.

„Dieses Fräulein — werde ich heiraten!" beendigte der Sohn rasch und freudig, als wäre er plötzlich von einer schweren Last befreit.

„Ei—o—ach!" brüllte Kačon und fuhr mit der Faust über den Tisch, dass das volle Glas Wein in die Mitte des Zimmers kollerte, wo es in Stücke zerschellte. Sein Kopf fiel zurück aufs Fensterbrett, Jera hingegen sprang auf zu ihrem Manne und rüttelte ihn an der Schulter:

„Was ist Dir? Du hast's doch beschworen — sag' also, es sei nicht wahr!" Ihre Stimme war verzweifelt, flehend wie ihr Blick.

Der Student betrachtete betroffen und erschrocken die Scene.

„Was gibt's? Was ist geschehen?" rief er laut.

Kačon richtete sich auf; man sah es ihm an, dass er dazu seine ganze geistige und körperliche Kraft anstrengen musste. Aus seinem Gesichte war jeder Tropfen Blutes entschwunden, und seine Stimme klang heiser, seine Zunge stockte. . .

„Nein, Janez — diese — diese — diese — wirst Du nicht heiraten!" stotterte er halblaut, während die Mutter einen Schritt zurückwich.

„Nicht? Warum nicht?" fragte der Sohn, anfangs erschrocken, dann eher belustigt, da ihm der Widerstand des Vaters so lächerlich vorkam, dass er beinahe geneigt war, denselben auf Rechnung seiner scheinbaren Trunkenheit zu stellen.

„Weil — weil sie — weil sie — meine — Tochter ist! Und Du — Du bist — mein — Sohn!"

Er sank wieder zurück auf die Bank.

„Vater, Vater, das ist nicht wahr!" schrie der Sohn auf und that einen Sprung vor den Alten. „Träumt Ihr? Seid Ihr berauscht?"

„Du lügst, Janez, es ist nicht wahr, Du schworst einen Eid, sie sei nicht Dein gewesen!" ächzte die Mutter. „Damals sprachst Du die Wahrheit, jetzt lügst Du!"

„Er schwor einen Eid? Wozu?" fragte der Sohn wie im Traume, doch barsch und fast in befehlendem Tone.

„Weil sie — Lukec' Lenka — ihn wegen des Kindes, wegen dieser Lenčika geklagt, und da musste er die Wahrheit sagen! Und er sagte sie, er sagte sie ehrlich! So sprich, Janez, sprich doch, dass es so ist!"

Die Mutter erhob bittend die Hände, und beinahe hätte es auch der Sohn gethan, wenn er sich nicht auf den Tisch gestützt hätte, um nicht umzusinken. Es schwindelte ihn.

„Sprecht, Vater, sagt es!" stieß er hervor.

Der Alte kam wieder zu sich. Nun war es vergebens — lügen mochte er nicht mehr! So viele, ach, so viele Jahre hatte er diesen

gräßlichen Wurm in seiner Brust, im Herzen getragen — jetzt war die Gelegenheit da, seiner los zu werden! Es geschehe, was da wolle, es gehe alles zugrunde: Mutter, Sohn, das Haus und er selbst! Heraus aus dem Munde muss das fürchterliche Wort, an den hellen Tag, auf dass sie es alle hören, auf dass alle übrigen erfahren, was er verbrochen! Dadurch wird wohl jenes geheimnisvolle, stets lebendige, niemals ruhende Wesen getödtet werden, das in seinem Inneren gesteckt seit jenem heiligen Abend, da er Gott als Zeugen für seine Lüge, für die entsetzliche Lüge angerufen!

„Fürchte Dich vor Deinem eigenen Kinde, nicht vor einem fremden!" hatte damals der Richter gesagt — und nun nahte ihm dieses verstoßene, verleugnete Kind!

„Weg von mir!" brüllte er und schlug mit den Fäusten auf seine Brust. „Es ist nicht wahr, es ist nicht so! Ich sprach nicht die Wahrheit! Ich schwor einen Meineid, jawohl, einen Meineid — hörst Du, Jera? Ein Meineid war's, und jenes Mädchen ist mein Kind!"

„Janez, Du bist betrunken!" ächzte die Mutter.

„Ja, Vater, Ihr tranket zuviel — ermuntert Euch doch!" wiederholte der Sohn.

„Betrunken? Hohoho! War noch niemals so nüchtern!" schrie Kačon, und man sah, wie wohl ihm das Ausreißen, Hervorpressen seines Bekenntnisses aus dem Herzen that. Jetzt kehrte auch seine ganze natürliche Kraft zurück, und er stand fest und hoch aufgerichtet am Tische, mit der Linken sachte auf die Ecke gestützt und mit der Rechten sich fortwährend auf die Brust schlagend.

„Ach Du gekreuzigter Heiland!" stöhnte die Mutter, der Sohn aber brach auf der Bank zusammen.

„Und heute — noch heute gehe ich zum Gericht! Mögen sie mich einsperren, wir mir damals jener alte Richter gedroht — einsperren — dann wird's vielleicht — ruhig — da drinnen!"

Und er wankte gegen die Thür.

Der Student sprang ihm nach.

„Wohin wollt Ihr, Vater? Nicht nothwendig! Wer fragt Euch danach? Weder ich noch sie — Euere Tochter . . ." Energisch schob er den Vater beiseite und stürzte selbst hinaus, die Thür hinter sich zuwerfend. Draußen im Freien vor dem Stalle blieb er stehen; er war unbedeckten Hauptes, leicht gekleidet, aber was achtete er des scharfen Windes, der heulend über den Hang fuhr? Was waren ihm die dicken Tropfen des herbstlichen Gewitterregens, die auf seine schweißübergossene Stirne prasselten? Es blitzte vom Süden her, und dumpfer Donner wiederhallte von Berg zu Berg.

„Schwester! Schwester! Schwester!"

So flüsterte er und griff sich an den heißen Kopf. Und so wankte er vorwärts auf dem Fahrwege längs des Hanges hin, vorerst langsam, dann immer schneller, ohne Ziel, ohne Bewusstsein. . .

An der Biegung, wo der Weg gegen Koreno aufsteigt, blieb er plötzlich stehen. Im Blitzstrahle erglänzte vor ihm die weite Lehne

unter dem Dorfe und darunter das dicht bewachsene Gehänge des Lepi hrib.

„Hier oben stand jene Hütte — ich erinnere mich — hier oben! Aber jetzt ist sie nicht mehr! Und sie — Helene — ist auch nicht mehr da — nicht mehr für mich!“

Er schlug sich auf die Brust wie vor kurzem sein Vater und schrie auf im dumpfen Schmerze. Darauf stürzte er über den steilen Hang hinunter ins Dickicht, das an den Ruinen des ehemaligen heidnischen Schlosses wucherte. Durchs Bachweidengebüsch und durchs Gestrüppe stürmte er weiter, ohne seines blutigen Gesichtes, seiner wunden Hände, der zerfetzten Kleider zu achten. . .

„Schwester, Schwester, Schwester!“

So heulte der Sturm an sein Ohr, und jeder Schlag seines Herzens erneute diesen Gedanken und drängte diesen zischenden Ruf auf seine Lippen. Wäre ein Retter nahe — an seiner Seite gewesen, um ihn nur für wenige Augenblicke aus diesem Wirbel emporzureißen! Aber es gab keinen — woher wäre er in diese Einsamkeit gekommen?

Nun betrat er die Ebene, gelangte zwischen die Felsen, zwischen die Reste der mächtigen Ansiedlung, hinüber, wo einst zur Zeit der ersten goldenen und dann zur Zeit der zweiten sündigen Liebe sein Vater und Lenka sich zusammengefunden.

Was trieb ihn hierher?

Er wusste es nicht, sondern hastete zwischen den Felsen weiter gegen den Abgrund, über welchem auch vordem in schicksalsschwerer Stunde einige Momente die Mutter seiner Geliebten — die Geliebte seines Vaters — gestanden.

Und da er so von Fels zu Fels stürmte und kletterte, durchzuckte ihn ein anderer Gedanke unversehens wie der Blitz, in welchem zeitweise das Gebirge aufleuchtete: Wer trägt die Schuld daran? Der Vater?

Er hielt an. Gleich einem Traum aus seinen Jugendjahren tauchte langsam der Spruch auf seine Lippen, der Spruch, den er vor langer, langer Zeit gelernt:

„Ich bin der Herr, Dein Gott, ein eifernder Gott, die Schuld der Väter strafend an den Kindern bis in das dritte und vierte Geschlecht . . .“

„Schwester — Schwester! Jawohl, so ist's, so musste es kommen — aber ich — ich trage keine Schuld daran!“

Ein bläulichgelber Blitzstrahl erleuchtete den Abgrund, über welchem er stand, und ein furchtbarer Donnerschlag erdröhnte längs des weitgestreckten Thales.

„Ja, Gott spricht — Gott straft!“ flüsterte der Jüngling, und ein wollüstiges, süßes Schaudern nahm seine Seele gefangen, wie es der indische Fanatiker verspüren mag, der sich vor den heiligen Wagen wirft, auf dass ihm unter demselben die Knochen zermalmt werden.

„Schwester — Lenčika!“ rief er, breitete die Arme auseinander und stürzte von der Höhe vorwärts in die Luft — in den Abgrund.

Als das letzte Grollen des Donners jenseits des Lilienberges verhallte, rasselten und kollerten nur noch einige Sand- und Gesteins-

brocken über die Gräben und Runsen zwischen den Felsen in die Tiefe — hinter dem Körper, den sie soeben hinuntergezogen...

❦

Kačons Hof steht nicht mehr.

Mutter Jera starb; die letzten grausamen Schläge konnte sie nicht verwinden. Kačon dagegen gieng lange, lange zu Gericht und erbat und forderte Strafe für seinen Meineid; sein Gewissen gestattete ihm keine Ruhe! Aber in den Gerichtsacten stand geschrieben, es gebe keine Ursache zu einer neuerlichen Untersuchung, weil sich sein Meineid nicht mehr erweisen lasse; es lebe gar niemand mehr, der seine Selbstanklage, seine Schuld erhärten könnte, und ihm selbst dürfe das Gericht keinen Glauben beimessen. Und wäre auch alles je wahr gewesen, so sei es hinsichtlich der Bestrafung verjährt. Zum Schlusse war die weltliche Gerichtsbarkeit der Ansicht, Kačon sei nicht recht bei Sinnen.

Die Besitzung, beziehungsweise die Überreste des einstigen Hofes versteigerten die Gastwirte, bei denen er getrunken, er selbst jedoch kam in die Obsorge der Gemeinde, und man schob ihn von einem Bauer zum andern als Einleger. Wer diese Einrichtung kennt, weiß, dass es kaum unter der Sonne eine ärgere zeitliche Strafe gibt als die Fürsorge der Gemeinde!

Solange er noch herumgieng oder gehen konnte, fand er sein Dasein halbwegs erträglich; als ihm aber infolge eines Schlaganfalles die Füße den Dienst versagten, warf ihn ein Nachbar dem andern zu, von Stall zu Stall, von Tenne zu Tenne oder von einer Dachrinne hinweg unter die andere; hier einen Tag, dort bei einem Vermögenderen zwei, drei Tage — im Stroh oder Laub — niemals in frischen Kleidern, nie gewaschen — zur Kost die Überreste anderer — selten ein gutes, mitleidiges Herz: so verbrachte der letzte Besitzer des einst mächtigen Hofes seinen Lebensabend!...

Und so ruhte er eines warmen Herbsttages in Jures Stall auf seinem Laublager, zerrissen, schmutzig, mehr einem Misthaufen denn einem menschlichen Wesen ähnlich. Der Haushirt stand mit einer Mistgabel in der Hand knurrend vor ihm: „Nun, wart' einmal, Du Mistkäfer, will Dich wieder umwenden!"

Und er schob die Mistgabel unter Kačons Rücken und wälzte den Mann hinüber auf die andere Seite; dann warf er zwei-, dreimal einige Haufen trockenen Laubes aufs Lager, worauf er wieder mit der Gabel den Bettler zurück auf dessen neu hergerichtetes Bett stieß. Kačon war an solche Behandlung bereits gewöhnt und stöhnte nur, weil ihn alle Knochen schmerzten.

Da traten zwei Personen in den Stall: der Dorfpfarrer, Herr Peter, der jetzt definitiv hier angestellt war, und mit ihm eine vornehm gekleidete Dame.

„Hier ist er!" sagte der Pfarrer leise in deutscher Sprache.

„Ach — Gott, mein Gott!" seufzte sie und wankte zurück gegen die Thür. Dann langte sie in die Tasche, näherte sich dem Bettler und drückte ihm eine Geldgabe in die Hand.

„A—a—ah!“ staunte Kačon. „Danke, danke!“

Die Dame und der Pfarrer waren schon abgegangen, und Kačon betrachtete und presste krampfhaft wie im Traume jene zwei Banknoten, die ihm soeben in die Hand gefallen waren.

Der Pfarrer kam an demselben Tage nochmals zu Jure, und nun lag Kačon bereits in einem reinlichen Bette auf dem kleinen Getreidekasten, welcher schnell ausgeleert und in einem ziemlich freundlichen Zimmerchen hergerichtet worden. Es schien ihm noch immer, als träume er; er fühlte sich wohl, nur spürte er einigen Durst, er wollte trinken, Wein oder lieber Brantwein, und den hatte er nicht.

Als der Pfarrer eintrat, äußerte der Bettler auch sofort diesen Wunsch.

„Etwas Brantwein, bloß ein klein wenig!“

„Gebt ihm einen Schluck, doch nicht mehr!“ gebot Herr Peter.

„Herr, Herr, wer verschaffte mir diese Wohlthat?“ wimmerte Kačon.

„Jene Dame, die heute hier war.“

„Eine Dame? Woher ist sie? Wer ist sie?“

Herr Peter dachte einige Augenblicke nach, dann sprach er ernst:

„Sie ist jetzt die Gattin eines reichen Mannes und lebt in Wien — ihre Mutter indes kanntest Du vielleicht?“

„Ihre Mutter?“

„Ja, ja, ihre Mutter war hier zuhause, dort oben unter Koreno: Lukec' Lenka!“

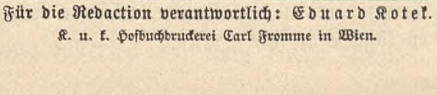
Kačons Nerven waren bereits zu stumpf, als dass selbst der gewaltigste Vorfall auf sie hätte einwirken können. Wäre der Blitz an seiner Seite niedergefahren, er hätte seiner so viel geachtet wie der Gabel, womit man ihn auf seinen Lagerstätten herumgewälzt hatte.

Aber theilweise kam er doch zu sich.

„Lenka, Lenka!“ stammelte er leise, und bittere Thränen erglänzten in seinen Augen.

Eine Woche später starb er; das gute Bett und die bessere Kost hatten seinem Körper nicht mehr zugesagt!




Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.





K. k. Österreichische Staatsbahnen.

Kürzeste Zugsverbindungen:

Giltig vom 1. Mai 1901.

Wien—Arlberg—Paris—Genf.

7.45	*9.00	ab Wien (Westb.) . . . an	*7.50	9.15	.
9.20	9.19	an Innsbruck . . . . . . ab	6.33	7.40	.
8.20	5.38	an Zürich . . . . ab	10.30	6.26	.
1.00	9.12	an Bern . . . . . . ab	5.00	1.57	.
6.00	12.45	„ Genf . . . . . . „	12.50	10.30	.
10.56	8.58	„ Lyon . . . . . „	6.47	.	.
5.01	5.47	„ Marseille . . . . „	10.40	.	.
5.00	6.30	an Paris . . . . ab	8.35	9.30	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Paris.
Speisewagen zwischen Wörgl und Zürich.
Fahrtdauer: Wien—Paris 34 Stunden.

Wien—Köln—Brüssel—London.

✠ Wien—Ostende Expreßzug				✠ Ostende—Wien Expreßzug
10.45	*8.25	ab Wien (Westb.) . . . . an	*6.45	5.25
3.50	2.12	an Passau . . . . ab	1.03	12.20
1.16	12.49	an Mainz . . . . ab	1.25	2.53
12.25	12.04	an Frankfurt . . . . ab	2.00	3.45
4.10	4.43	„ Köln . . . . „	9.21	12.01
7.52	9.32	an Brüssel . . . . ab	2.28	6.34
9.50	10.55	„ Ostende . . . . „	†12.24	4.46
4.48	5.30	„ London . . . . „	5.33	10.00
.	7.50	an London (über Vlissingen) . . . ab	.	.
7.15	8.00	„ London (über Hoek via Holland) „	.	.

* Schlafwagen zwischen Wien und Mainz. — † Schlafwagen von Ostende nach Köln. — ✠ Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien und Ostende. — Fahrtdauer: Wien—London 29½ oder 33½ Stunden.

Wien—München—Paris.

	✠ Orient-Expr.	*		*	✠ Orient-Expr.	
7.45	8.35	8.25	ab Wien (Westb.) . . . an	6.45	5.50	7.10
6.24	4.45	6.30	an München . . . . . ab	9.20	10.20	8.45
5.14	12.03	5.10	„ Straßburg . . . . . „	9.30	3.19	10.54
1.26	7.33	5.16	„ Paris . . . . „	10.10	7.08	12.40

* Schlafwagen zwischen Wien und München.
✠ Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien und Paris.

Wien—Pontafel—Venedig—Rom und Mailand—Genua.

.	*9.00	ab Wien (Westb.) . . . . an	*7.50	.
7.40	.	„ Wien (Südb.) . . . . „	.	9.4[illegible]
4.27	7.18	an Villach . . . . ab	9.01	12.20
6.02	9.00	„ Pontafel . . . . „	7.33	10.28
11.05	2.10	„ Venedig . . . . „	2.10	4.45
6.15	7.35	an Mailand . . . . ab	7.35	11.25
10 12	11.55	„ Genua . . . . „	3.05	6.40
1.10	6.40	an Rom . . . . ab	11.10	2 3[illegible]

* Schlafwagen zwischen Wien (Westb.) und Venedig—Rom. — Fahrtdauer: Wien—Venedig 17 St., Wien—Rom 30 St.

Wien—Lemberg—Odessa—Kiew und Czernowitz—Bukarest—Constanza—Constantinopel.

✠ 8.00	*12.25	§ 10.30	ab Wien (K. F. N. B.) an	§ 6.10	* 3.45	✠ 9.32
2.49	8.38	6.40	ab Krakau . . . . . an	9.38	6.50	2.24
8.40	2.31	1.35	an Lemberg . . . . ab	2.55	12.45	8.30
6.14	7 33	7.58	an Czernowitz . . . ab	8.00	7.03	9.43
6.55	8.20	10.10	an Bukarest (O. E. Z.) . ab	7.05	8.50	.
1.35	11.00	.	an Constanza (O. E. Z.) ab	.	5.55	.
.	†12.30	.	an Constantin. (O. E. Z.) ab	.	•11.00	.
5.55	11.30	6.10	an Podwoloczyska . . ab	10.36	5.10	.
.	9.02	9.20	an Odessa . . . . . ab	3.30	8.56	.
.	6.40	8.30	an Kiew . . . . ab	9.30	12.20	.

† Montag und Freitag. • Dienstag und Samstag.
✠ Speisewagen zwischen Oderberg—Lemberg. — * Schlafwagen zwischen Krakau—Czernowitz, Speisewagen Czernowitz—Bukarest. — § Schlafwagen Wien—Krakau, Speisewagen Krakau—Podwoloczyska. — Fahrtdauer: Wien—Odessa 35½ St., Wien—Kiew 36 St.

Wien—(Prag)—Marienbad—Karlsbad C. B. — Franzensbad.

8.25	3.40	* 10.20	ab Wien (K. F. J. B.) . an	* 7.25	1.10	7.30	9.20
2.48	9.29	7.00	an Prag . . ab	9.3	7.25	1.35	.
5.18		6.55	an Marienbad . . ab	10.21	.	.	12.05
6.01		7.39	an Eger . . . . . . ab	9.35	.	.	11.19
6.25	.	8.07	an Franzensbad . ab	8.40	.	.	10.55
7.08	.	8.44	an Karlsbad C. B. . ab	8.50	.		10.07

* Schlafwagen Wien—Karlsbad C. B. über Marienbad—Petschau.

Stadtbureau der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien, I., Wallfischgasse 15.

Die Nachtzeiten von 6.00 Abends bis 5.59 Früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.



Königl. ung. Staatsbahnen.

Giltig vom 1. October 1900

Kürzeste Zugsverbindungen.

Wien—Budapest.

via Stadlau (*via Innsbruck)	via Stadlau	via Stadlau (Orient-Ostende-Expr. bis Budap. täglich)	via Gänserndorf	via Gänserndorf	via Bruck a. L. (*via Innsbruck)	via Bruck a. L.		Station			via Stadlau (Orient-Ostende-Expreß von Budapest täglich)	via Stadlau	via Stadlau (*via Innsbruck)	via Gänserndorf	via Gänserndorf	via Bruck a. L.	via Bruck a. L. (*via Innsbruck)
.	.	4.48	.	.	.	.	↓	ab Ostende	an	↑	9 50	.	.	.	.	.	.
*8 35	.	7.08	.	.	*8.35	.		ab Paris	an		7.33	.	*6.30	.	.	.	*6.30
2.00	.	3.45	.	.	2.00	.		ab Frankf. a. M.	an		12.25	.	12.04	.	.	.	12.04
8.05	.	6.05	.	.	8.05	.		ab Wien Westb.	an		8.05	.	8.05	.	.	.	8.05
9.05	4.20	6.30	.	.	8.50	2 10		ab „ Staatsb.	an		7.10	12 35	6.30	.	.	1.50	7.20
.	.	.	8.10	3.35	.	.		ab „ Nordb.	an		.	.	.	1.06	9 02	.	.
1.50	9.00	11.00	1.50	9.00	.	.		an Budap. Westb.	ab		1.00	8.00	1.45	8.00	1.45	.	.
.	.	.	.	.	1.45	7.15	↓	an „ Ostb.	ab	↑	.	.	.	.	.	8.50	2.20

Budapest—Breslau—Berlin—Hamburg.

via Ruttka	via Ruttka	Berlin-Budapest-Orient-Expr. täglich	v. Galantha		Station			via Ruttka	via Ruttka	via Galantha	Berl.-Bud.-Or.-Expr. täglich
7.30	3.45	.	.	↓	ab Budapest Ostbahnhof	an	↑	12.50	9.20	.	.
.	.	1.00	7.30		ab „ Westbahnhof	an		.	.	9.25	11.00
2.08	10.48	.	.		an Ruttka	ab		5.30	2.40	.	.
.	.	7.00	1.55		an Zsolna	ab		.	.	2.58	5.28
10.15	5.56	12.10	10.15		an Breslau	ab		9.57	6.27	6.27	12.20
5.25	11.19	5.10	5.25		an Berlin Friedrichstr.	ab		4.25	11.30	11.30	7.25
11.41	4.57	10.58	11.41	↓	an Hamburg	ab	↑	9.00	4.48	4.48	.

Budapest—Bukarest—Constantinopel.

v. Predeal	via Orsova	via Orsova (Or.-Ostende-Expr. Mi. Sa.)		Station			v. Predeal	via Orsova (Or.-Ostende-Expr. Do. Mo.)	via Orsova
9.15	.	.	↓	ab Budapest Ostb.	an	↑	7.50	.	.
.	2.30	11.30		ab „ Westb.	an		.	12.10	1.25
5.55	.	.		an Kolozsvár	ab		11.01	.	.
.	.	.		an Arad	ab		.	.	.
2.09	.	.		an Brassó	ab		2.45	.	.
.	8.02	4.33		an Temesvár-Józ.	ab		.	8 03	7.50
.	12.56	8.53		an Orsova	ab		.	3.15	2.58
9.10	11.40	6.05		an Bukarest	ab		9.15	7.30	5.55
.	.	11.00		an Constanza p. Sch.	ab		.	2.20	.
.	.	12.30	↓	an Constpl.	ab	↑	.	11.00	.
		F., Mo.						Di., Sa.	

Budapest—Fiume—Rom—Neapel (Venedig).

				Station						
	7 15	3.00	↓	ab Budapest Ostbahnhof	an	↑	8.40		8.35
	1.33	10.29		an Zágráb m. á. v.	ab		12.19		1.34
	7.25	6.20		an Fiume	ab		6.00		7.20
Dienst. Smstg	8.00	.		ab Fiume (p. Schiff)	an		.	Dnstg Freitag	6.30
Mittw. Snntg	7.00	.		an Venedig (p. Schiff)	ab		.	Montg. Dnrst.	7.30
Dnrstg	8.00	Montag 7.00		ab Fiume (per Schiff)	an		Mittw. 5.00	Snntg.	6.30
Freitag	6.00	5.00		an Ancona (per Schiff)	ab		7.00	Smstg	8.30
	2.50	7.15		an Rom	ab		10.30		12.00
	11.30	10.45	↓	an Neapel	ab	↑	6.0		5.15

Budapest—Belgrad—Constantinopel.

Dnstg., Do. Snnta. (Or.-Ot.-Expr.)			Station			Di Dnrstg. Samstag. (Orientexpreß)	
11.20	.	↓	ab Budapest Westbahnhof	an	↑	11.20	.
.	2.40		ab Budapest Ostbahnh.	an		.	1.05
2.44	5.47		an Szabadka	ab		7.57	9.46
5.40	9.35		an Zimony	ab		4.53	6.11
5.50	9.45		an Belgrad	ab		4.44	5 32
4.24	10.41		an Sofia	ab		8.20	5.41
9.56	6.32	↓	an Constantinopel	ab	↑	2.40	8.15
Dnrstg., Sa.	Dienstag					Montag Mittw., Fr.	

Die Nachtzeiten von 6.00 Abends bis 5.59 Früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.